

Christen *heute*

DIE ALT-KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT IN DEUTSCHLAND + 68. JAHRGANG · FEBRUAR 2024



Glück

- | | | | | | |
|---|---|----|--|----|--|
| 3 | Du sollst nicht zufrieden sein
<i>von Liv Kontry</i> | 9 | Das Buch vom Glück
<i>von Michael Kehren</i> | 14 | Du kamst ihm entgegen mit
Segen und Glück
<i>von Thomas Sprung</i> |
| 5 | Das große und das kleine Glück
<i>von Gerhard Ruisch</i> | 11 | Glücklich sein
<i>von Georg Spindler</i> | 24 | Hans im Glück
<i>von Barbara Spindler</i> |
| 7 | Die Glücksformel
<i>von Francine Schwertfeger</i> | 12 | Glück als Prüfungsthema
<i>von Stefan Sudmann</i> | | |





Antisemitismus in Deutschland gesunken

ANTISEMITISCHE ANSICHTEN SIND in Deutschland laut einer repräsentativen Forsa-Umfrage weniger stark verbreitet als noch vor 20 Jahren. So habe sich der Anteil von Bundesbürgern mit latent antisemitischen Einstellungen seit 2003 von 23 Prozent auf 7 Prozent verringert. So stimmten etwa der Aussage „Die Juden haben auf der Welt zu viel Einfluss“ 14 Prozent der Befragten zu; 2003 seien es noch 28 Prozent gewesen. Die Position „Viele Juden versuchen aus der Vergangenheit des Nationalsozialismus heute ihren Vorteil zu ziehen und die Deutschen dafür zahlen zu lassen“ teilte fast ein Viertel (24 Prozent) der Befragten gegenüber 38 Prozent vor 20 Jahren. Immer noch fast die Hälfte (45 Prozent) will aktuell nicht mehr so viel über Judenverfolgung im Nationalsozialismus reden und einen Schlussstrich unter die Vergangenheit ziehen (2003: 61 Prozent). „Die Zahlen können uns in keiner Weise beruhigen“, sagte dagegen Zentralratspräsident **Josef Schuster**. Man sähe „an Schulen und Universitäten sowie im Kulturbereich eine Gleichgültigkeit gegenüber Judenhass und einen Antisemitismus in der Breite, der dem Ergebnis eines gesunkenen latenten Antisemitismus widerspricht.“

Deutsche Gesellschaft nicht gespalten

TROTZ EINER POLARISIERUNG UND Aufheizung der Stimmung in öffentlichen Diskursen ist die Gesellschaft in Deutschland nach Worten des Soziologen **Steffen Mau** nicht gespalten. Sie zerfalle bisher nicht in klar abgegrenzte Lager, sagte Mau im Interview der *Welt*. „Die allermeisten Leute haben Sowohl-als-auch-Positionen.“ Die extremen Ränder seien weniger stark besetzt. Im öffentlichen Diskurs sei das anders. „Da haben wir eine Überrepräsentation von relativ starken, pointierten und auch extremen Meinungen. Das hat auch etwas mit der Aufmerksamkeitsökonomie und den sozialen Medien zu tun. Dadurch entsteht häufig der Eindruck, wir hätten eine Polarisierung, aber das ist eher eine gefühlte Polarisierung“, so der Professor an der Berliner

Humboldt-Universität. Allerdings könnte die Bereitschaft zum Konsens weniger werden. Wenn nämlich der „Verteilungskuchen“ kleiner werde, könnten starke Verteilungskämpfe entstehen.

EU-Überwachungstechnologie für Diktaturen

ÜBERWACHUNGSTECHNOLOGIE aus EU-Staaten steht laut dem Rüstungsexperten **Max Mutschler** bei Diktaturen hoch im Kurs. Beispielhaft verwies er auf Lieferungen an die Militärjunta in Myanmar. Zwischen 2016 und 2019, aber auch darüber hinaus seien Satellitenmodems einer deutschen Firma in das südostasiatische Land gelangt. „Genau diese deutsche Technologie steht im Verdacht, von den Militärs gezielt zur Überwachung und Gefangennahme von rund 14.000 Oppositionellen genutzt worden zu sein.“ Auch in Ägypten und der Türkei wurden Oppositionelle mit Hilfe des Staatstrojaners der deutschen Firma *FinFisher* auf ihren Handys oder Computern ausspioniert. Deutschland genehmigte laut dem GKKE-Rüstungsexportbericht allein zwischen 2015 und 2019 Überwachungstechnologie im Wert von 26 Millionen Euro nach Ägypten, Katar, Saudi-Arabien und die Vereinigten Arabischen Emirate.

„Krieg der Erzählungen“

VOR EINEM „KRIEG DER ERZÄHLUNGEN“ im Heiligen Land hat der Rektor des österreichischen Pilger-Hospizes in Jerusalem, **Markus Bugnyar**, gewarnt. Wer nicht direkt betroffen sei, wer nicht vor Ort lebe oder jemanden aus dem Freundes- oder Verwandtenkreis verloren habe, der könne sich

das Leid der Menschen im Heiligen Land schlichtweg nicht vorstellen. „Vermeinen wir bitte nicht, wir wären informiert und zu Experten mutiert, nur weil wir täglich den Nachrichten folgen“, so der Priester. „Bilder können trügen; viele sogar absichtlich. Es herrscht auch ein Krieg der Narrative, der öffentlichen Meinungen.“ Der entstandene tiefe Graben bereite ihm große Sorge. „Das Vertrauen zwischen Israelis und Palästinensern, das es zumindest noch in Restbeständen gegeben hatte, ist grundlegend zerstört. Eine Lösung ferner denn je. Ein Scherbenhaufen, der unser aller Anstrengung brauchen wird, um ihn wieder zu kitten.“ „Stellvertreterkriege“ seien das falsche Signal: „Sie und ich sind weder Israeli noch Palästinenser. Sie und ich werden es auch nicht, indem wir uns Kippa und Keffiya zulegen“, mahnte er.

Lieferkettengesetz wirksam

DAS SEIT GUT EINEM JAHR GELTENE deutsche Lieferkettengesetz zur Wahrung von Menschenrechten wirkt sich bereits positiv aus. So verstärkten Unternehmen ihr Engagement zur Einhaltung der Menschenrechte in allen Teilbereichen der Warenproduktion, erklärten die *Initiative Lieferkettengesetz*, die *Kampagne für Saubere Kleidung* und das *CorA-Netzwerk für Unternehmensverantwortung*. Zudem hätten Menschenrechtsorganisationen, Gewerkschaften und Betroffene begonnen, die Möglichkeiten für Beschwerden bei einer Kontrollbehörde zu nutzen. Das Lieferkettengesetz verpflichtet seit Anfang 2023 erstmals deutsche Unternehmen mit mindestens 3.000 Beschäftigten, für die Achtung von Menschenrechten und Umweltstandards auch in den Firmen zu sorgen, aus denen sie Waren und Dienstleistungen beziehen. Seit Beginn 2024 gilt das Gesetz auch für Unternehmen ab 1.000 Beschäftigten, zudem wird bald eine europäische Regelung erwartet.

KIRCHE IM RADIO

„Anstöße“ und „Morgengedanken“

SWR 1 BW und SWR 4 BW

18.-24. Februar

5:57 und 6:57 Uhr

Dekan Joachim Sohn,

Furtwangen



fortgesetzt auf Seite 35



Du sollst nicht zufrieden sein

Glücksempfinden und prophetischer Protest

VON LIV KONTNY

SIEGESGEWISS STRECKTE CHRISTIAN LINDNER drei Finger in die Höhe, als Friedrich Merz der Ampel vorwarf, sie sei keine würdige Regierung für die viertgrößte Volkswirtschaft der Welt. Die *drittgrößte* ist Deutschland, wollte er feixend damit sagen. Darum, dass ja eigentlich genug Reichtum vorhanden ist, damit alle Menschen in Würde leben können, ging es keinem der beiden.

Im weltweiten Glücksindex 2023 steht Deutschland auf Platz 16. Zur Messung der „subjektiven Lebenszufriedenheit“ werden Menschen zu ihrer Zufriedenheit mit den Lebensbereichen Arbeit, Einkommen, Familie und Gesundheit befragt. Aber auch Ängste werden abgefragt, und die sind unter 18- bis 29-jährigen in Deutschland seit 2019 um 115 Prozent gestiegen (Klimawandel, Krieg, Verlust von Sicherheit und Wohlstand etc.), und Studien können Korrelationen zu Faktoren wie Sozialschutzausgaben, Arbeitslosenquote, Säuglingssterblichkeit und politischen Rechten und Freiheiten aufzeigen.

Weltweit zeichnet sich auch die Tendenz ab, dass Menschen, die anderen Menschen helfen oder sich zivilgesellschaftlich engagieren, glücklicher sind. Von einer Relation zwischen individuellem Wohlbefinden und altruistischem oder prosozialem Verhalten spricht die Wissenschaft hier. In Deutschland ist diese Relation allerdings interessanterweise sehr viel schwächer als in vielen anderen Ländern. In anderen Worten: Es juckt die Seele eines Deutschen nicht sonderlich, ob er sich um andere Menschen schert oder nicht. Bemerkenswert, weil viele Forschende in dem Feld darauf aufmerksam machen, dass Gesellschaften mit weniger sozialer Ungleichheit meist die glücklicheren Gesellschaften seien. Aber auch deshalb, weil die Bibel – in den Worten des britischen Rabbiners Jonathan Sacks – nahelegt, dass wir nicht glücklich



sein können, während anderen Menschen die Möglichkeit geraubt wird, in Würde zu leben.

Der mittelalterliche jüdische Gelehrte Maimonides unterstrich das Gebot, fremde, einsame und verarmte Menschen einzuladen, wenn man feiert, denn ohne dieses Teilen sei noch das feinste Mahl „der Seele bitter“, und wer von gehorteten Speisen esse, die anderen vorenthalten werden, werde dadurch „unrein“.

Schales Wasser und die Wonne der Quelle

Den meisten Deutschen werden diese Worte fremd und lächerlich vorkommen, egal ob sie ihre subjektive Lebenszufriedenheit als hoch oder niedrig einschätzen. Auch in christlichen Kreisen ist das kaum anders. Zufriedenheit suchen die meisten von uns zunächst einmal im Berufs- und Beziehungsleben und, wenn der Glaube denn reicht, in der je eigenen Burg des Inneren, die oft von Gräben voller Alligatoren umgeben ist. Meditationskurse, Exerzitien und all die anderen glückversprechenden Angebote der Innerlichkeitsindustrie sind häufig teuer und können zum Distinktionsgewinn beitragen. Viele wollen mit sich und der Welt eins sein, aber bitte nicht mit den psychisch Kranken und Süchtigen, den aus zerstörten Ländern Flüchtenden, dem auf immer ruinierten Klima.

Für Teresa von Ávila ist diese Form von Glück ziemlich unerheblich. Alles, was „aus unserer Natur kommt“ und „hier auf Erden geschehen kann“, bleibt vordergründig. Reichtum, die Nähe eines geliebten Menschen, das Wohlergehen von Angehörigen und auch das tiefste Glücksempfinden bei der Meditation vergleicht Teresa mit



Liv Kontny ist Mitglied der Gemeinde Berlin

Bild: Maimonides, Maßstab des Menschen, aus „Führer der Unschlüssigen“, Barcelona, 1347 oder 1348. Von der Dänischen Königlichen Bibliothek, Kopenhagen



Wasser, das durch ein kompliziertes System von Rohren und Leitungen irgendwie schal, erwärmt und nicht mehr ganz sauber bei uns ankommt. Direkt von der Quelle trinken können wir nur in der Kontemplation beim Ursprung selbst, und daraus erwächst eine Wonne oder ein Genuss (*gusto*), der vom bloßen Glück (*contento*) grundlegend verschieden und bei allen geistlichen Übungen letztlich ein reines Geschenk ist.

Franziskus von Assisi ist noch ein wenig radikaler. Weder ein Erfolg seines Lebenswerkes noch das immense Wachstum seines Ordens noch die Evangelisierung und Rettung aller Menschen auf Erden, so erklärt er Bruder Leo, würden ihm vollkommenes Glück bedeuten. Dann malt er ihm ein Horrorszenario aus, in dem die beiden in einer stürmischen Winternacht nicht in den eigenen Kontext gelassen und komplett durchgefroren von den ihnen feindlichen Brüdern zusammengeschlagen werden. Diese



Bild oben links: Franziskus von Assisi, von Francisco de Zurbarán (1598-1664).
Bild unten rechts: Teresa von Ávila, von Jusepe de Ribera (1591-1652). Beide aus Wikimedia Commons

Erfahrung mit Gleichmut hinzunehmen und Gott dafür zu danken erst wäre vollkommene Freude.

So verstiegen das klingen mag, unrealistisch war dieses Szenario nicht. Bruder Leo wurde tatsächlich vom Ordensoberen Elias von Cortona gefoltert, nachdem er dagegen protestiert hatte, dass der rasch wachsende Orden direkt nach Franziskus' Tod gegen viele seiner zentralen Werte verstieß. Die auf den ersten Blick hyper-asketische Geschichte enthält also, von Leo erzählt, eine prophetische Komponente mit klarer politischer Kritik an der Erfolgsgeschichte des eigenen Ordens.

Akzeptieren oder protestieren?

Das macht die ganze Sache mit der weltabgewandten christlichen Kontemplation, die Erfüllung nur im Jenseits zu suchen scheint, ein wenig komplizierter. In der Religionswissenschaft wird zwischen Glaubensformen unterschieden, die alles akzeptierend hinnehmen, was auf Erden

geschieht, und solchen, die Protest erheben. Heutige Karmeliter*innen-Orden lesen Teresa von Ávila gern als eine Mystikerin, die gleichmütige Akzeptanz aller Lebensereignisse lehrte, und so interpretieren auch viele Menschen das ihr (fälschlicherweise) zugeschriebene *Nada te turbe*. Dabei stellte sich Teresa durchaus gegen so einige religiöse und soziale Konventionen ihrer Zeit.

Von Franziskus wissen wir, dass er eine ganze Reihe gesellschaftlicher und politischer Missstände um sein Leben nicht akzeptierte und sich radikal unversöhnlich gegen seinen Vater, die Lebensentwürfe von Bürgertum und Adel, Geld und Wertesystem und vermeintliche Gewissheiten seiner Zeit stellte – z. B. das Feindbild Islam und die Hierarchie der sozialen Klassen. Weit von einem Glauben, der Protest erhebt, war Franziskus bei aller Kontemplation nicht entfernt.

Rabbiner Jonathan Sacks hält die „Religionen der Akzeptanz“ und die „Religionen des Protests“ für miteinander unvereinbar und meint mit ersteren eine Art Schopenhauerschen Buddhismus, der im Willen, es besser zu haben, schon die Quelle allen Übels sieht, im Gegensatz zu einem prophetisch-biblischem Glauben, dem eine egalitäre Gemeinschaft Teil des G*tt.esgebotes ist und Widerspruch gegen die Mächtigen ein wichtiges Zeugnis des Glaubens.

Und doch sieht Sacks in den abrahamitischen Religionen Elemente von beidem, so dass er den Widerspruch im Sinne einer biblischen Spiritualität auflöst. Wer zum Ziel hat, mit sich selbst und der Welt eins zu werden und glücklich alles zu bejahen, was kommen mag, bejaht den immanenten, also in der Welt befindlichen und antreffbaren G*tt. Das ist durchaus eine wichtige Seite des rabbinischen Judentums und sicher auch ein Element christlichen Glaubens.

Vielleicht könnte hier noch die Frage gestellt werden, ob dies nicht Menschen leichter fällt, die relativ privilegiert und vor Diskriminierung und Gewalt geschützt sind.

Ruf der Dissonanz

Wer sich gegen Unrecht auflehnt, Ordnungen und Konventionen in Frage stellt und die Rede von Harmonie



und Glück in den Wind schlägt, hört laut Sacks „die Stimme eines transzendenten G*ttes“, der außerhalb der Welt steht. Damit ist aber bei Sacks eben nicht ein jenseitiger G*tt gemeint, der uns ermahnt, die Erde als trübes Jammertal zu sehen, sondern ein G*tt, der jenseits der Natur steht und frei von jeglichen Gesetzen und Kausalitäten ist, denen das Leben im Universum unterworfen ist. Prophetisches Bewusstsein bedeutet mit Sacks auch, den Ruf dessen zu hören, der das Universum transzendiert: „Es lebt in der kognitiven und moralischen Dissonanz zwischen der Welt, die ist, und der Welt, die sein soll.“

Daher sind Sozialkritik und Klimaaktivismus, ebenso wie Kämpfe für gesellschaftliche und politische Gleichberechtigung, als Teil prophetischen Handelns interessanterweise verbunden mit dem *transzendenten* G*tt, von dem Teresa spricht als der Quelle, die frisches Wasser bringt. Das Glück persönlichen Reichtums oder erfüllter Liebe wird nicht deswegen zu lauwarmem Leitungswasser voller Bakterien, weil die schnöde Welt unter dem Niveau einer wahren Christin liegt, sondern weil es kontingent ist. In einer auf Ungleichheit beruhenden Ordnung ist es absolut zufällig, ob ich diese Dinge erlangen kann oder nicht, ob ich in Diskriminierung und Armut geboren werde oder ob ich etwa die Person, die ich liebe, nicht sehen darf, weil in meiner Gesellschaft gleichgeschlechtliche Beziehungen verboten sind usw. Und selbst wenn *ich* es erlange, bleibt es so vielen anderen verwehrt.

Daraus kann ich eine Art moralistischer Manipulation machen („Iss deinen Teller leer, die armen Kinder in...“) oder eben im prophetischen Geist dafür eintreten, dass sich die Zustände ändern. Anfangen kann ich damit, Menschen einzuladen, die ausgeschlossen sind. Und für Sacks, ebenso wie für franziskanische Spiritualität, geht es dabei sowohl darum, das zu ändern, was menschengemacht ist und in unserer Verantwortung liegt, als auch darum, für die

kosmische Erneuerung zu kämpfen und zu beten, welche die Prophetie auch verheißt: Die Gedanken Jesajas können als verbindendes Element zwischen rabbinischem Judentum und Christentum verstanden werden, wenn sie nicht auf eine bloße Verheißung der Geburt Christi reduziert werden. Die Errichtung einer egalitären, nicht-hierarchischen Gesellschaft war ein zentrales Anliegen des biblischen Projektes.

Heiliges Unzufriedensein

Herbert Schneidau hat für dieses (religionsübergreifende) prophetische Aufbegehren den Begriff „*sacred discontent*“ geprägt, ein *heiliges Unzufriedensein*. Schön daran ist, dass das englische „*discontent*“ das Gegenteil von „*content*“ ist – das Wort, das Teresa für das irdische Glück benutzt, das aus langen, siffigen Leitungen zu uns kommt und ihr schnuppe ist. Und gleichzeitig erhebt die Formulierung Einspruch gegen die Kriterien messbarer Lebenszufriedenheit, wie sie im weltweiten Glücksindex in den Vordergrund gestellt werden: Wir sind nicht und sollten nicht zufrieden sein mit dem, was ist. Unzufriedenheit ist heiliger, als sich zufrieden zu geben.

Dabei macht Unzufriedenheit nicht unbedingt unglücklich. Wenn wir diesen prophetischen Aspekt der Ablehnung des Istzustandes als einen Teil unserer Beziehung zu einem transzendenten G*tt sehen lernen und vielleicht dazu noch die kontemplative Dimension einüben, die zu Gleichmut und Trost führen kann und Liebe zu uns selbst, zu anderen Menschen, zur Welt fördert (als Teil unserer Beziehung zu einem immanenten G*tt); dann kann heilige Unzufriedenheit zum Motor eines sehr erfüllten Lebens werden. Genießen können wir dies Leben vor allem in Gemeinschaft mit anderen, die ebenfalls unzufrieden sind und vielleicht mit uns daran arbeiten, dass es ein klein wenig anders wird. ■

Das große und das kleine Glück

VON GERHARD RUISCH

UMFRAGEN ZUFOLGE gehöre ich zur Altersgruppe mit den glücklichsten Menschen in unserem Land. Denn das sind die jüngeren Senioren, die nicht mehr in der Mühle der Erwerbsarbeit stehen, aber noch so fit sind, dass sie viel unternehmen können. Ich selbst erlebe es auch so, dass das eine gute Zeit ist. Selbst noch die wirklich Alten schätzen sich überwiegend als glücklich ein; das ändert sich erst dann wieder, wenn die Altersbeschwerden so stark werden,

dass sie das tägliche Leben stark beeinträchtigen.

Eigentlich ist das logisch, und doch fragt man sich, wie das sein kann. Schließlich wird fast überall das Ideal der Jugend und der körperlichen Fitness hochgehalten. Natürlich, es ist toll, wenn man noch seine vollen Kräfte hat und noch zu sportlichen Höchstleistungen fähig ist. Aber die Zeit der Ausbildung, die Zeit der Verantwortung für eine Familie, die Zeit der höchsten beruflichen Beanspruchung, sie sind alle mit viel

Unsicherheit und Stress verbunden. Das beeinträchtigt die Fähigkeit, das Leben zu genießen, selbst wenn die äußeren Bedingungen alle stimmen.

Der Göttinger Neurologe und Psychotherapeut Borwin Bandelow sagt dazu gegenüber dem *Evangelischen Pressedienst*: „Äußere Einflüsse spielen eine viel kleinere Rolle, als wir gemeinhin annehmen. Die meisten Menschen denken, Glück sei, wenn sie eine hübsche Wohnung, einen Erfolg versprechenden Job oder einen liebevollen Partner finden. Aber viele Menschen haben all das, was landläufig unter Glück verstanden wird, und sind trotzdem nicht glücklich. Es kommt nämlich auch darauf an, welcher Glückstyp man ist: ob man immer gut drauf ist oder ob man das Gefühl hat, immer Pech im Leben zu haben, ohne dass die äußeren



Pfarrer i. R. Gerhard Ruisch ist Mitglied der Gemeinde Freiburg



Umstände sich wesentlich unterscheiden würden.

Natürlich gilt auch: Wer arm ist und nichts zu essen hat, fühlt sich eher unglücklich. Aber unter den vielen Menschen, die in unserer heutigen Überflussgesellschaft gut situiert sind, gibt es extrem viele, die unglücklich sind. Umgekehrt können auch Menschen, die viel Leid erfahren

man jedoch hinterfragen und eventuell darauf reagieren, indem man seine Entscheidungen und sein Verhalten ändere und zum Beispiel einen neuen Arbeitsplatz suche.

Im *Buch der Freude*, das im Lotos-Verlag erschienen ist und von einer Begegnung des Dalai Lama mit



haben, noch glücklich sein. Das hängt mit den biochemischen Vorgängen im Gehirn zusammen und mit den vererbten Persönlichkeitseigenschaften, den Glückstypen.“

Ob wir glückliche Menschen sind, ist also zum Teil genetisch bedingt. Aber immerhin 50 Prozent könnten wir beeinflussen, meint Bandelow. Alles, was dazu führt, dass im Gehirn Endorphine ausgeschüttet werden, macht uns glücklicher: gut essen, schöne Musik hören, heiß baden oder Aufmerksamkeit und Zuneigung von anderen Menschen bekommen, nennt er als Beispiele.

Der Glücksforscher Karlheinz Ruckriegel schlägt vor, seine positiven Gefühle zu stärken, da der Mensch neurobiologischen Studien zufolge negative Ereignisse und Gefühle stärker wahrnimmt als positive. Zum Beispiel könne man eine Art Dankbarkeitstagebuch führen und sich dort an jene Geschehnisse des Tages erinnern, für die man dankbar ist. „Es geht gerade nicht um ein Verdrängen negativer Gefühle oder um einen Zwang, immer positiv zu denken, sondern um ein Bewusstmachen des Positiven um uns herum.“ Häufig auftretende negative Gefühle solle

seinem inzwischen (2021) verstorbenen Freund, dem südafrikanischen anglikanischen Bischof Desmond Tutu im Jahr 2015 erzählt, nennen auch die beiden befreundeten Friedensnobelpreisträger die Dankbarkeit als eine wesentliche Säule des Glücks. Eine weitere ist für sie der Einsatz für andere Menschen. „Zu viele egozentrische Gedanken sind die Quelle für Leiden. Sorge und Mitgefühl für das Wohlbefinden anderer sind die Quelle des Glücks“, sagt der Dalai Lama. Und: „Das Unglaubliche ist, dass wir weniger leiden, wenn wir daran denken, wie wir das Leiden anderer erleichtern können. Das ist das wahre Geheimnis des Glücks. Es ist sehr praktisch. Und es entspricht dem gesunden Menschenverstand.“

Desmond Tutu ergänzt: „Wenn ich sage: ‚Ich kümmerge mich nur um mich selbst‘, schrumpft mein Ich ganz außerordentlich und wird kleiner und kleiner. Und dann grapscht man wild um sich und probiert alles Mögliche aus, aber am Ende findet man keine Befriedigung.“

Wir haben also durchaus Einfluss darauf, ob wir ein glückliches Leben führen oder nicht, aber wer sein Glück erzwingen will, vor allem

zu Lasten anderer Menschen, ist in Gefahr, es zu verspielen.

Zweierlei Glück

Gerade in der Jugend träumen viele Menschen davon, etwas Besonderes zu sein und dadurch Anerkennung zu erhalten oder gar bekannt und berühmt zu werden. Viele Follower auf Internet-Kanälen zu gewinnen, ist heute ein Ausdruck dieser Sehnsucht. Menschen, die besonders schön, besonders stark, mutig, verrückt, geschick, ideenreich oder sonst was sind, werden zum Ideal. Davon, zu werden wie sie, versprechen sich viele das Glück.

Vielleicht kann meine Generation im Schnitt deshalb zufriedener sein, weil wir aufgegeben haben, noch etwas werden zu müssen. Wir haben schon viel geleistet und erreicht und können hoffentlich damit zufrieden sein. Die meisten von uns können ihren Namen im Internet googeln und stoßen auf eine sehr übersichtliche Zahl von Treffern oder gar keine – aber wir haben uns damit abgefunden, dass wir keine Stars mehr werden und sind damit zufrieden, wenn die eigenen Kinder und Enkel sich noch für uns interessieren. Das entspannt!

Die viel bewunderten Menschen im Rampenlicht haben es damit allerdings viel schwerer, da sie doch unter ständiger Beobachtung stehen und immer den richtigen Eindruck machen müssen (selbst wenn es der des *Enfant terrible* wäre). Die Menschen mit einer spektakulären Biografie werden bewundert und beneidet. Selbst in der Bibel ist das so: Wem gehört denn unsere Sympathie im Gleichnis vom barmherzigen Vater und verlorenen Sohn (Lukas 15,11-32)? Dem Sohn, der aufgebrochen ist, sein Erbe verprasst, im Elend gelandet ist und dann verzweifelt wieder nach Hause gekrochen kommt – oder dem soliden älteren Sohn, der zuhause mitgearbeitet und zusammen mit dem Vater Verantwortung getragen hat? Dem Ausbrecher aus dem Alltag oder dem Langweiler? Ja, der ältere Sohn selbst beneidet noch seinen jüngeren Bruder ob der spannenden Dinge, die er wohl erlebt hat („... dein Vermögen mit Dirnen durchgebracht...“), obwohl er als gescheiterte Existenz zurückkommt. Dabei ist es doch

offensichtlich, dass der Jüngere nicht glücklich geworden ist.

Das spektakuläre, große Glück ist zerbrechlich. Das kleine, alltägliche Glück ist das, das auf Dauer tragen kann. Der 2019 verstorbene Psychotherapeut Bert Hellinger bringt das in einer kleinen Geschichte schön auf den Punkt:

In alter Zeit, als die Götter noch sehr nahe schienen, lebten in einer kleinen Stadt zwei Sänger namens Orpheus.

Der eine von beiden war der Große. Er hatte die Kithara erfunden, eine Vorform der Gitarre, und wenn er in die Saiten griff und sang, war die Natur um ihn verzaubert. Wilde Tiere lagen zahm zu seinen Füßen, hohe Bäume bogen sich ihm zu: Nichts konnte seinen Liedern widerstehen. Weil er so groß war, warb er um die schönste Frau. Danach begann der Abstieg.

Während er noch Hochzeit hielt, starb die schöne Eurydike, und der volle Becher, noch während er ihn hob, zerbrach. Doch für den

großen Orpheus war der Tod noch nicht das Ende. Mit Hilfe seiner hohen Kunst fand er den Eingang in die Unterwelt, stieg hinab ins Reich der Schatten, setzte über den Strom des Vergessens, kam vorbei am Höllenhund, trat lebend vor den Thron des Totengottes und rührte ihn mit seinem Lied.

Der Tod gab Eurydike frei – doch unter einer Bedingung; und Orpheus war so glücklich, dass ihm die Hölle hinter dieser Gunst entging.

Er machte sich auf den Weg zurück, und hörte hinter sich die Schritte seiner geliebten Frau. Sie kamen heil am Höllenhund vorbei, setzten über den Strom des Vergessens, begannen den Aufstieg zum Licht, sahen es von ferne. Da hörte Orpheus einen Schrei – Eurydike war gestolpert –, und erschrocken drehte er sich um, sah noch die Schatten fallen in die Nacht und war allein. Und fassungslos vor Schmerz sang er das Abschiedslied: „Ach, ich habe sie verloren, all mein Glück ist dahin!“

Er selber fand ans Licht zurück, doch das Leben war ihm bei den Toten fremd geworden. Als betrunkene Frauen ihn zum Fest des Weines führen wollten, weigerte er sich, und sie zerrissen ihn bei lebendigem Leibe.

So groß war sein Unglück, so vergeblich seine Kunst. Aber: Alle Welt kennt ihn!

Der andere Orpheus war der Kleine. Er war nur ein Bänkelsänger, trat bei kleinen Festen auf, spielte für die kleinen Leute, machte eine kleine Freude und hatte selber Spaß dabei. Da er von seiner Kunst nicht leben konnte, lernte er noch einen anderen, gewöhnlichen Beruf, heiratete eine gewöhnliche Frau, hatte gewöhnliche Kinder, sündigte gelegentlich, war ganz gewöhnlich glücklich und starb alt und lebenssatt.

Aber: Niemand kennt ihn – außer mir!

➔ *Aus: Bert Hellinger: Die Mitte fühlt sich leicht an, S. 175-177* ■

Die Glücksformel

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

GLÜCK IST NEBEN LIEBE DER AM MEISTEN MISSBRAUCHTE Begriff der Welt. Wenn man den Fernseher einschaltet, kann man den verlogenen glücklich lächelnden Schauspielern aus der Werbung mit ihren vor Seligkeit triefenden Stimmen kaum entkommen – ob Biersorte, Haarspray, Anti-Faltencreme, Zahnpasta oder Abführdragees, wir sollen glauben: Mit ein paar Promille im Blut, mit der richtigen Frisur, blendendem Gebiss und ordentlichem Stuhlgang schneit das Glück auch in unsere bescheidene Hütte.

Oder mit sechs Richtigen im Lotto. Wobei hier eher Fortuna, die Glücksgöttin, ihre Hände im Spiel hat. Und das zeigt: Glück haben und glücklich sein sind

zwei verschiedene Paar Schuhe, was in anderen Sprachen deutlicher unterschieden wird. *Felix* (als Adjektiv) ist im Lateinischen der seelisch glückliche Mensch, *fortunata* ist diejenige, der die glückliche Stunde, etwa im Lotto, schlägt.

Inzwischen hat wohl ein Großteil der Menschen erkannt, dass Besitz und Geld das Leben zwar behaglicher, aber nicht glücklich machen. Glück liegt in uns selbst, unserem Blickwinkel auf die Welt und die Dinge. Was Glück wirklich ausmacht, schildert eine Zen-Geschichte:

Eines Tages gingen drei Jäger durch einen dunklen Wald und entdeckten in einer halbdunklen Höhle einen knienden Einsiedler. Sein Gesicht strahlte vor Glückseligkeit.

Die Jäger begrüßten ihn. „Guten Abend, Bruder. Wir wünschten, es ginge uns so gut wie dir. Du siehst so glücklich aus.“

„Ich bin immer glücklich!“

„In dieser dunklen einsamen Hütte tust du Buße und bist auch noch glücklich? Uns fehlt es an nichts, aber wir sind nicht glücklich. Was ist dein Geheimnis?“



Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

Foto: pexels.com



„Das Geheimnis meines Glücks ist hier“, antwortete der Einsiedler und winkte die Jäger zu einem kleinen Loch in der Höhlenwand. „Schaut es euch an!“

Die Jäger schauten durch das Loch. Du willst uns wohl zum Narren halten?, riefen sie.
„Da sind doch nur ein paar Zweige.“

„Schaut noch einmal genau hin!“

„Weiter nichts als Zweige und ein kleines Stück Himmel!“

„Das ist das Geheimnis meines Glücks“, sagte der Einsiedler. „Ein kleines Stück Himmel!“

Man könnte diesen Einsiedler für ein bisschen tumb halten mit seinem glückseligen Lächeln vor dem Guckloch kniend, während er doch draußen den ganzen Himmel hat. Aber folgendes ist wohl das wahre Geheimnis: Er übt sich in Selbstbeschränkung, Bescheidenheit – und Dankbarkeit. Denn wem alles selbstverständlich ist wie den Jägern, der wird überdrüssig und unachtsam. Und weiter: Der Einsiedler hofft auf die Ewigkeit. Damit ist er täglich bei Gott, mit Gott verbunden – auch, wenn er allein zu sein scheint. Aber vielleicht muss er sogar allein sein, um glücklich zu sein? Ist es gar die innere Freiheit von den Dingen, die glücklich macht? Was zur Frage führt: Gehört zum Glücksempfinden nicht auch Herzensbildung, um dies erkennen zu können? Es braucht ein Gespür für das Geheimnis hinter den Dingen.

Im Leben Heimat finden

Prof. Dr. Jan Delhey, Soziologe an der Uni Magdeburg, hat aus Umfrageergebnissen eine Glücksformel entwickelt:

Glück = 1/3 Haben + 1/3 Lieben + 1/3 Sein.

Also ein existenzsicherndes Einkommen, liebevolle, wertschätzende Beziehungen oder Freundschaften und Sinn im Leben. So ist es zu lesen im Online-Magazin *SinnesLebens24* (21.2.2021).

Im Wesentlichen sieht Tobias Esch, Professor für Integrative Gesundheitsversorgung und Gesundheitsförderung an der Uni Witten/Herdecke, eine Ursache des Unglücklichseins, wie es sich in Erkrankungen äußert, in einer sogenannten vierten Dimension (neben körperlichen, psychischen oder sozialen Symptomen): die subjektive Dimension des Nicht-beheimatet-Seins, Nicht-verbunden-Seins.

Er nennt in einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung* (23.11.23) den Burn-out „eine Art Signatur-Unglückserkrankung“. Wer in seinen Beziehungsstrukturen „im Außen“ hängenbleibe und versuche, dort den Sinn des Lebens zu finden, verfehle ihn in einer immer unsichereren Welt. Glück hänge immer mehr vom Privaten ab. Esch: „Die Leute, die es schaffen, sich im Biedermeier nett einzurichten, die können das unter der Glocke aushalten. Aber sobald man rausgeht, [...] merken wir: Hier ist es schwer, zu Hause zu sein.“

Er bezeichnet es als Glück, „wenn ich weder etwas haben muss, noch mich gegen etwas verteidigen muss.“ Viktor Frankl habe es Selbst-Transzendenz genannt. Wer sich nur ein bisschen davon beantworten könne, wofür er morgens aufstehe, wohin er sich gezogen fühle, womit er in Resonanz gehe (Menschen, Dinge, Ideen, Tiere, Natur, Fußballverein, Chor, Gerüche, Klänge, Geschmäcker...) und dem mehr Raum gäbe, der könne Glücksempfinden stärken, weil er verbunden und beheimatet sei auf seinem Weg, woher er komme und wohin er gehe.

Dazu (und das sagt die Autorin dieses Textes) – eine gute Portion Schlaf, eingeholt durch frühes Zubettgehen, im Wissen, dass man woanders eigentlich nichts verpasst oder auch mal „Fünfe gerade sein lassen“ darf. Unausgeschlafen und zu spät aufzustehen, folglich griesgrämig und gereizt zu starten, verdirbt den Tag. Zu beobachten im täglichen Straßenverkehr.

Glück trainieren

Der Tagesschausprecher Constantin Schreiber hat in einem *Zeit*-Beitrag (*Die Zeit*, 30.3.23) behauptet: „Glück kann man trainieren.“ Zum Glücklichsein hülfe ihm das Urvertrauen, dass am Schluss alles gut werde, Eigenschaften wie Dankbarkeit und Demut, das Musizieren und schließlich das Akzeptieren, dass er nicht alles ändern könne, doch ohne dabei zu resignieren. Und nicht zuletzt empfahl auch er die Spiritualität, durch die wir uns mit der Natur und dem uns Umgebenden verbunden und uns darin geborgen fühlten, im Gegensatz zur weit verbreiteten Vereinzelung.

Der evangelische Pfarrer und Theologe Uwe Seidel (1937-2007) hat dagegen den Begriff des Seligseins in den Seligpreisungen umgeschrieben. Er verweist damit auf eine spirituelle Dimension des Glücks:

*Glücklich seid ihr,
hatte er gesagt,
wenn ihr Frieden stiftet auf Erden.
Glücklich seid ihr,
hatte er ihnen ins Herz geschrieben,
wenn ihr vor Gott nur ihr selber seid,
sonst nichts,
euch gehört das Himmelreich. (...)*

Aber Seidel endete diese Glücklichenpreisungen auch ernüchert mit:

*Jesus hatte sie gespeist,
Speise für Leib und Seele,
und 5.000 waren satt geworden für den Augenblick.
Aber sie waren nicht sattzubekommen
für ein ganzes Leben.*

Und das ist unser menschliches Dilemma. Es scheint, als könnten wir uns dem Glück nur immer wieder neu annähern, wenn wir immer aufs Neue Gott und das Schöne suchen, „Verbindung“ herstellen, um immer wieder wenigstens ein bisschen satt zu werden. ■

Glück

VON RAIMUND HEIDRICH

„D A HAST DU ABER GLÜCK GEHABT,“
sagte mir mein Nachbar,
als ich vor Schlimmem bewahrt worden war.
Bei aller Erleichterung:
Eigentlich glücklich hatte ich mich gar nicht gefühlt.

Glück, das weiß ich,
kann man nicht einfach machen,
nicht herstellen, nicht verdienen.
Aber sich dem Glück öffnen,
es zumindest für möglich halten,
es einladen,
es zulassen,
sich darauf einstellen,
das kann man,
das möchte ich gern.

Glück beginnt leise.
Schon die Erwartung, die Sehnsucht,
die Hoffnung auf das Glück
macht uns ein Stück weit glücklich:
Ein wunderbar-leichter Vorgeschmack,
der uns beflügelt.

Und dann war ich einmal glücklich,
wirklich, richtig, ganz glücklich,
selbstvergessen der Zeit enthoben;
das Glück als Geschenk (von wem eigentlich?) in meiner
Hand;
so glücklich, dass ich nicht wusste,
dass ich glücklich war!
Im Nachhinein erst ging es mir auf.
Ein süßer Nachgeschmack
und doch gepaart mit Wehmut,
der Wehmut der Vergänglichkeit,
dem Nicht-festhalten-Können.
Glückliche Melancholie!

Glück, Melancholie und Trauer,
diese Drei, die sind Geschwister,
die Drei, die sind uns Wegbegleiter
auf unserem Weg durchs Leben.
Und wo die Eine ist,
da ist die Andere nicht weit.
Wirst Du von der Einen auch beschenkt,
wirst du von der Anderen kaum verschont.
Und doch haben letztlich alle Drei ihre Süße,
sind letztlich alle doch nur Vorgeschmack.
Denn alle Drei kommen von derselben Mutter
und kehren alle auch zu ihr zurück:
Die Hoffnung breitet ihre Arme aus
und macht uns jetzt schon glücklich
bei aller Melancholie,
bei aller Traurigkeit,
glücklich schon jetzt
und dann für immer.



Raimund
Heidrich ist
Mitglied der
Gemeinde
Dortmund

K(l)eine Buchbesprechung

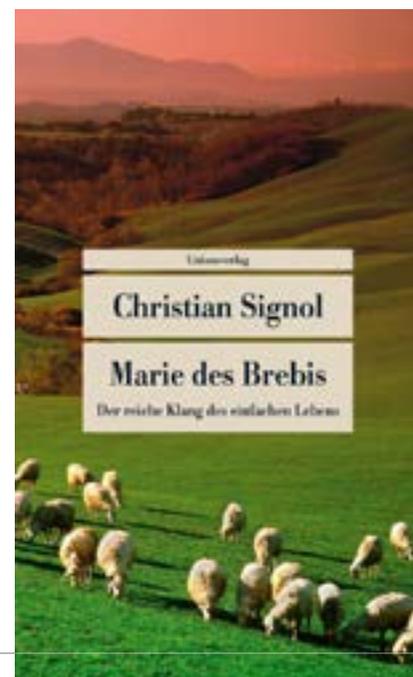
Das Buch vom Glück

Christian Signol. *Marie des Brebis – Der reiche Klang des einfachen Lebens.* Unionsverlag Zürich, 2023 (Nachdruck der deutschen Erstausgabe von 2007). 192 Seiten. Gebunden 20 Euro, Taschenbuch 13 Euro, E-Book 9,99 Euro. ISBN 978-3825175801

VON MICHAEL KEHREN

AUF DER SUCHE NACH DEM Glück stößt man auf Denker*innen aller Zeiten und aller religiösen wie philosophischen Strömungen. Manche von ihnen fanden das Glück in Gott, in der Stille,

in der Begegnung, in der Natur oder in feuernden Neuronen. Regalwände könnten die Bücher über die Philosophie, Neurologie oder Psychologie des Glücks füllen – lediglich die theologische Abteilung der Glücksbibliothek



Michael Kehren
ist Mitglied der
Gemeinde Köln



ist weniger stark vertreten. In all diesen Büchern und bei all diesen Denker*innen wird viel Schönes, Wahres, Gutes zu finden sein. Für *Christen heute* möchte ich gerne eine kleine persönliche Interpretation von Glück auf der Grundlage eines Büchleins, das ich im Sommer lesen durfte, beitragen.

Mir begegnete das Glück im Sommer 2023 in einem Buch, das gar nicht den Anspruch erhob, die Tiefen des Glücks zu analysieren:

Es regnete schon seit einer Woche. Alle Ausflugsziele, Gartenprojekte und Wanderwege, die wir uns für den Urlaub vorgenommen hatten, wirkten angesichts des Dauerregens ungemütlich und trüb. So machten wir uns stattdessen auf den Weg in eine kleine Buchhandlung im Nachbarort. Schon dieser Besuch in dem kleinen verwinkelten Ladengeschäft ist mir in lebendiger Erinnerung: der Geruch nach ungelesenen Buchseiten, gemischt mit dem von draußen kommenden Duft nach Regen und den Kaffenoten des benachbarten Cafés – er bezauberte mich an diesem Vormittag. Im hintersten Regal fand ich das Büchlein, das mir meinen Weg zum Glück zeigte. Zunächst sprach mich das Cover an: Schafe auf einer Weide am Hang, im Hintergrund das Tal und die Berge, die in das warme Licht der Abendsonne getaucht sind: „Marie des Brebis – Der reiche Klang des einfachen Lebens“ von Christian Signol wanderte zusammen mit einigen anderen Titeln in die Einkaufstasche und daheim auf den Stapel der Neuzugänge neben der Couch.

Da der Regen nicht nachließ, entschieden wir, den Nachmittag mit Lesen am Kamin zu verbringen. Wieder erinnere ich mich an den Geruch dieses Nachmittags: Ofenwärme, Tee und Hund. So begann ich zu lesen und tauchte ein in eine Welt, die so weit von unserer entfernt ist.

Der Autor schreibt darin die wahre Geschichte von Marie, einer einfachen Frau, auf. Einer Frau ohne historische Bedeutung und als Waisenkind sogar ohne Stammbaum. Die kleine Marie wird zu Beginn des 20. Jahrhunderts inmitten von Schafen als Findelkind aufgefunden und durch

einen Schäfer und ein kinderloses Bauernpaar großgezogen. Ihr Leben ist geprägt vom einfachen, ja ärmlichen, bäuerlichen Lebensrhythmus, der sich damals noch an den Jahreszeiten orientiert.

Marie selbst erzählt dabei in den Worten des Erzählers von Momenten und Episoden aus ihrem reichen Leben, bei dem Geld und beruflicher Erfolg keine Rolle spielen. Das Glück, ja die Glückseligkeit, ist dabei wie die Grundmelodie: der Besuch eines festlichen Gottesdienstes im Winter, das Tanzen, das unvoreingenommene Entdecken der Liebe zu einem Menschen, eine Schulbildung zu erhalten – all das sind Blitzlichter, die – mit wärmenden Worten beschrieben – die Grundstimmung des Buches bilden. In die fröhlich-beschwingte Melodie mischen sich – wie in jedem Leben – immer wieder Dissonanzen: schmerzhafteste Verluste, Abschiede, Krankheiten und Schicksalsschläge. Auch diese Tonalität bleibt Marie nicht erspart: Sie erlebt zwei Weltkriege, hofft und bangt, weint und klagt – und ich mit ihr. Am Ende steht eine bittersüße, tiefe Zufriedenheit der Protagonistin mit dem eigenen Leben und eine Dankbarkeit, die ihresgleichen sucht und sich in einem kleinen Gedicht am Ende des Buches auf S. 191 zusammenfassend ausdrücken lässt:

*Für die Sonne im Blätterwerk,
für diesen Pfirsichgeschmack
auf meiner Zunge,
für die Hand meines Enkels
auf meiner Schulter,
für die hellen Steine der Häuser,
für diesen vergissmeinnichtblauen
Himmel,
für diesen Kerzenduft,
der vorbeizieht,
für das silberne Glänzen
des Flusses,
den ich zwischen den Mauern
erblicke,
für diese Ecke kühlen Schattens,
der nach reifen Feigen duftet,
für das Streicheln des Windes
in meinen Haaren,
für die Minute, die kommt,*

*für das Leben, das vor mir liegt.
Danke!
Danke!*

Von tiefem Glück erfüllt, lege ich das Buch aus der Hand. Es ist Abend geworden und ich schaue in die vorwurfsvollen Augen unserer Hunde, die längst ihr Abendessen erwarteten. Die Beschreibung dieses Lebens und der Seligkeit, die es erfüllt hat, hat mich so in den Bann gezogen, dass ich es in einem Zug ausgelesen habe. Und noch mehr: Es hat mich zum Nachdenken angeregt, über das, was mein Leben wirklich mit Glück erfüllt. Glück ist nicht ein Gegenstand, auch nicht ein Gefühl oder ein Zustand, sondern – davon bin ich fest überzeugt – eine Haltung.

Aber halt: In mir meldet sich die Skepsis. Ist das nicht etwas zu schwärmerisch? Gibt es für diese Überzeugung ein theologisches Fundament?

So mache ich mich auf die Suche in der Bibel und werde fündig in der Bergpredigt Jesu (Mt 5,3): *Glücklich sind, die da geistlich arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich.*

Die Haltung, sich selbst nicht an Besitz und Status zu messen und messen zu lassen, befreit: Mein Glück finde ich nicht in irgendwelchen äußeren Dingen, sondern in meiner Einstellung. Vielleicht kann man sogar einen Schritt weiter gehen: Selbst in dem Traumpartner, der Traumpartnerin, in der Kirchengemeinde, im Ehrenamt finde ich Glück nur, insofern ich bereit bin, es mir in den einfachen Dingen und Gesten schenken zu lassen und nicht nach den ganz großen Effekten und Emotionen heische: der liebevolle Verzicht auf den letzten Keks, das herzliche Gesicht beim Friedensgruß, das Gefühl, etwas Gutes für andere zu tun – das sind Momente des Glücks, die schwerer wiegen und länger tragen, als 1000 Rosen, Ämter oder Orden.

Ein kurzer Roman war mir persönlich Einstieg in die Entdeckung dieses Glücks. Seither sehe und verspüre ich es überall in meinem Leben und weiß mich, auch in den schweren Momenten und Situationen, getragen von der heilsamen Dankbarkeit, die ich dann Gott gegenüber empfinde. ■

Glücklich sein

VON GEORG SPINDLER

„Geld allein macht nicht glücklich, es erlaubt uns aber, auf eine relativ angenehme Art und Weise unglücklich zu sein.“

VOR JAHREN HABE ICH DIESEN SPRUCH GEHÖRT oder gelesen. Immer wieder denke ich an ihn und ich meine, dass er ziemlich gut die Einstellung nicht weniger Zeitgenossen trifft: „Ja, wenn ich schon nicht glücklich bin, dann soll es mir wenigstens gut gehen!“ Die Werbung arbeitet ja nur damit, uns einzureden, was wir alles brauchen, um glücklich sein zu können. „Glücklich bin ich erst dann, wenn ich ein vernünftiges



Auto fahre“, sagte ein junger Mann einmal zu mir, und als er es hatte, fuhr er es sehr schnell zu Schrott. Vorbei war es nun mit dem Glück. Können materielle Reichtümer das Glück sichern? Macht es uns glücklich, sehr viel zu besitzen?

Ich kenne seit Jahren eine ältere Dame, die ein Vermögen von fast zwei Milliarden Euro ihr Eigen nennt. Ist sie glücklich? Nein, sie hat eigentlich immer Angst. Angst davor, entführt zu werden, Angst vor dem Verlust ihres Geldes, Angst vor anderen Menschen. Mich macht es traurig, zu sehen, wie freudlos und deprimiert sie herumläuft, mit einer Miene, als wäre ihr gerade das Todesurteil verkündet worden. „Du arme reiche Dame, wie viele Menschen gibt es, die du glücklich machen könntest, und so würdest du auch selber glücklich werden!“

Glück bedeutet Teilen

Es gehört zu den Erfahrungen meines Lebens, dass alles Geteilte viel mehr Freude macht, als wenn ich es allein genieße. Zum Glück gehört für mich ein Mensch, den ich lieben darf und von dem ich mich geliebt weiß. Jener legendäre Onkel Dagobert Duck aus der Comic-Enten-Serie scheffelte und scheffelte Geld und Reichtum – aber glücklich war er doch nicht, und zwar, weil er alles nur ganz für

sich alleine haben wollte. Aber um das alles behalten zu können, brauchte er jede Menge Absicherungen, Gitter, Mauern, Alarmanlagen und Zäune.

„Armer Onkel Dagobert, war es denn so schwer für dich zu begreifen, dass alles Glück im Teilen liegt?“ Liegt im Schenken nicht viel mehr Glück als im Empfangen? Wie glücklich war meine Mutter immer, wenn sie trotz ihrer bescheidenen Rente anderen Menschen eine Freude machen konnte. Und wie glücklich waren die Kinder, die sie regelmäßig beschenkte.

Glücklich sein durch Begegnung

Vor über einem Jahr waren meine Frau und ich in Serbien und wohnten in einem serbisch-orthodoxen Kloster, in dem ein Freund von uns als Mönch lebt. Eines Abends luden wir den Mönch und eine Mitarbeiterin des Klosters zum Abendessen in ein Restaurant in der nahe gelegenen Kreisstadt ein. Irgendwann kamen wir auch auf das Wort „Glück“ zu sprechen. Da fragte mich die Dame, ob mir aufgefallen ist, dass das serbische Wort für Glück, *sreća*, mit dem Wort für „begegnen“, *sretati*, verwandt ist und in Beziehung steht. Glück liegt also demnach in der Begegnung. So wie ein Mensch, wenn es keine Spiegelgäbe, niemals sein eigenes Gesicht sehen könnte, so bedarf der Mensch des anderen Menschen, um erkannt zu werden und um sich selber im anderen erkennen zu können. Welches Glück, sich selbst in einem anderen „Du“ finden zu dürfen, ja in den Augen dieses anderen Menschen Gott selber zu erkennen.

Glücklich sein trotz Leid und Tod

Ja, aber wie kann ich denn glücklich sein, wenn ich weiß, dass ich sterben muss? Ja, noch schlimmer, wenn ich weiß, dass geliebte Menschen sterben müssen? Gibt es dauerhaftes Glück auf Erden, wo doch alles um uns herum, einschließlich wir selber, vergänglich ist? Hier berühren wir die tiefste und entscheidendste Frage des Menschseins. Wer sind wir wirklich? Wer oder was ist der geliebte Mensch in seinem Wesen? Gibt es eine Zukunft jenseits des Todes? Ich kenne Menschen, die gerade dadurch, dass sie sich diesen Fragen stellten und eine Antwort darauf erhalten haben, eine ganz neue Dimension des Glücks erleben durften.

Ist das tiefste Glück nicht das Glück des Einsseins mit jener letzten und tiefsten Wirklichkeit unseres Lebens, die wir „Gott“ nennen können oder auch anders, wenn wir eine andere und bessere Bezeichnung dafür gefunden haben? Wenn Gott alles in allem ist, dann bleibe ich immer in ihm, vor meiner irdischen Existenz, während meines Lebens hier auf Erden und danach. Ist in Gott nicht alles „eins“? Dass nichts und niemand jemals verloren gehen kann, darüber sind sich Mystiker (aber nicht unbedingt die Theologen) fast aller Religionen einig. ■



Georg Spindler ist ehrenamtlicher Diakon und lebt im Berchtesgadener Land

Foto: pxhere.com



Glück als Prüfungsthema



Dr. Stefan Sudmann ist Historiker, Archivar und Mitglied der Gemeinde Münster

Oder: Was ist Eudaimonie?

VON STEFAN SUDMANN

Glück als Thema der antiken Philosophie

WER PHILOSOPHIE ODER Klassische Philologie studiert, hat bisweilen die Gelegenheit, ein Seminar zum Thema „Glück“ zu besuchen – und kann dies auch als Prüfungsthema wählen. Denn: Mehrere griechische Philosophen (und in deren Nachfolge auch ein paar römische) machten sich dazu viele und ganz unterschiedliche Gedanken, die noch auf die christliche Philosophie des Mittelalters einwirkten. Aber ebenso setzten sich noch Kant, Hegel, Schopenhauer und Nietzsche mit deren Gedanken über Glück auseinander.

Das Problem der Übersetzung

Der griechische Begriff, mit dem auch noch die Philosophen der Moderne operierten, lautet *εὐδαιμονία*, *eudaimonia*. Wie bei allem Begriffen aus fremden – und hier dazu noch alten – Sprachen stellt sich das Problem der Übersetzung. Im wörtlichen Sinne bedeutet das aus *εὖ* und *δαιμων* zusammengesetzte Wort „einen guten Dämon (Schutzgeist) habend“. Im klassischen Griechisch wurde es als ein Wort für „glücklich“ oder „glückselig“ gebraucht. Jedoch wurde die übliche deutsche Übersetzung von *εὐδαιμονία* als „Glück“ (oder „Glückseligkeit“) – oder als *happiness* im Englischen – bisweilen als unzureichend kritisiert. Aufgrund des großen Einflusses der griechischen Philosophie wurde der Begriff *Eudaimonie* schließlich ein feststehendes Fachwort der deutschen Sprache für den philosophischen Glücksbegriff.

Der größte Einfluss: Aristoteles und die *Nikomachische Ethik*

Den größten Einfluss übte für die Nachwelt sicher Aristoteles aus. Dieser war auch in den

letzten Jahrzehnten noch der ideale Gesprächspartner für moderne Philosophen in der Debatte um die Frage des Glücks. Nicht verwunderlich: Aristoteles (384-322 v. Chr.) galt seit seiner Wiederentdeckung im 12. Jahrhundert als „der Philosoph“ schlechthin; deshalb wurde er in philosophischen Traktaten des Mittelalters bisweilen gar nicht mehr mit Namen, sondern nur noch schlicht *philosophus* genannt – und jeder wusste, wer gemeint war (auch noch in dem Roman *Der Name der Rose* von Umberto Eco: Dort klagt der blinde Mönch über den großen Einfluss der Werke „des *PHILOSOPHEN*, auf den mittlerweile sogar die Heiligen und die Päpste schwören“).

Vielleicht das bedeutendste Werk dieses bedeutenden Philosophen ist die *Nikomachische Ethik*. Hier formuliert Aristoteles bereits zu Beginn, die *εὐδαιμονία* sei das höchste Gut. Denn es bestünde ein deutlicher Unterschied zu anderen Werten wie z. B. Ehre: „*Glück erwählen wir uns stets um seiner selbst willen und niemals zu einem darüber hinausliegenden Zweck.*“ Glück sei „*das Ziel all dessen, was wir tun.*“ Von unterschiedlichen Menschen werde *Eudaimonie* unterschiedlich verstanden, es gebe jedoch grundsätzliche Voraussetzungen; bedingt werde sie durch verschiedene interne wie externe Faktoren (körperlich, seelisch, materiell). Von den äußeren Faktoren sei weniger Geld als eher Freundschaft von Bedeutung; insgesamt könne man jedoch als glücklich gelten, wenn man in einer guten Gemeinschaft lebe, materiell hinreichend ausgestattet sei und tugendhaft lebe. Für das vollkommene Glück benötige es schließlich einen tugendhaften Gebrauch des Verstandes, die Erlangung von Erkenntnis und Weisheit.

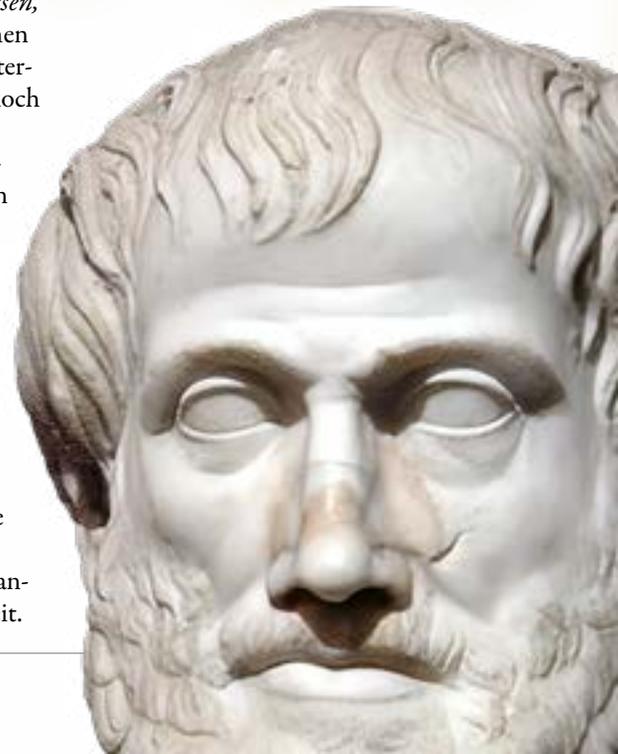
Aristoteles überliefert in seiner *Nikomachischen Ethik* übrigens auch ein altes und uns heute noch bekanntes Sprichwort aus den Fabeln Äsops, um den zeitlichen Aspekt von Glück zu verdeutlichen:

Eine Schwalbe macht noch keinen Frühling, ein einziger Tag auch nicht; ebenso macht auch ein einziger Tag oder eine kurze Zeit niemanden gesegnet oder glücklich.

Platon und sein Lehrer Sokrates

Vor Aristoteles hatten bereits Platon und sein Lehrer Sokrates (der keine eigenen Werke hinterlassen hat, sondern nur über die Schriften seiner Schüler wie Platon oder Xenophon bekannt ist) über die Frage des Glücks reflektiert. Für Platon galt dabei sein Lehrer Sokrates als das philosophische Idealbild eines in *Eudaimonie* lebenden Menschen – eines Menschen, der ganz im Einklang mit seinem wahren Selbst lebt.

Sokrates (399 v. Chr. hingerichtet) zeigt dabei in dem nach dem Redner Gorgias benannten Dialog gegenüber dem Sophisten Kallikles, seinem philosophischen Gegenspieler, eine klare moralische Auffassung: Die Erfüllung von Begierden durch unrechtes Handeln könne nicht glücklich machen. Wie später Aristoteles geht auch Sokrates laut Platons *Symposion* davon aus, dass Glück als solches erstrebt werde und nicht als Zweck, um ein etwaiges anderes höheres Gut zu erlangen. In seinen



staatstheoretischen Schriften äußert Platon die Auffassung, dass Reichtum echtes Glück sogar verhindern könne: In einer durch extremen Gegensatz von arm und reich gekennzeichneten Gesellschaft sei es schwer, glücklich zu sein; ebenso müsse Reichtum einen Menschen nicht zum Glück führen.

Diogenes in der Tonne...

Noch weiter in der Geringschätzung materieller Güter als Grundlage für das Glück ging Diogenes von Sinope, Schüler des Sokrates-Schülers Antisthenes, der die philosophische Strömung der Kyniker begründet hatte. Von Diogenes selbst sind – wie von Sokrates – keine eigenen Schriften überliefert, seine Ansichten lassen sich jedoch aus anderen Quellen ungefähr rekonstruieren: Überflüssige materielle Bedürfnisse und äußere – auch gesellschaftliche – Zwänge seien hinderlich, wenn man wirklich glücklich sein wolle.

Seinen anekdotischen Ausdruck fand dies in der Geschichte von der Begegnung dieses Philosophen mit Alexander dem Großen: Als der König und Kriegsherr bei seinem Besuch in Korinth, wo Diogenes lebte (angeblich in einer Tonne), den umstrittenen Philosophen, den er bewunderte, aufsuchte, ließ er diesen einen Wunsch äußern. Diogenes zeigte, dass er für sein Glück nichts mehr brauchte – er bat Alexander schlicht darum, ihm aus der Sonne zu gehen.

Stoa und Epikur als Gegensatz: Tugend oder Lust?

Im Hellenismus entwickelten sich zwei neue philosophische Schulen, die in der römischen Philosophie und Literatur nachwirkten. Ihr Erscheinen als zwei völlig gegensätzliche Denkrichtungen beeinflusste auch deren Wahrnehmung in der Renaissance. Ein besonders prägnantes Beispiel sind hierfür die Schriften des italienischen Humanisten Lorenzo Valla (bekannt vor allem als derjenige, der 1440 die sogenannte „Konstantinische Schenkung“, ein wichtiges Element im Machtanspruch des Papsttums, als Fälschung entlarvte, was Ignaz von Döllinger im 19. Jahrhundert weiter ausführte). Valla stellte – auch im Vergleich mit

dem Christentum – Stoa und Epikur einander gegenüber, wobei er es jedoch im Detail mit historischen Fakten nicht ganz genau nahm.

Die Stoa – zu der auch der römische Schriftsteller Seneca mit seinem Buch „Über das glückliche Leben“ (*De vita beata*) gehörte – sah als Inbegriff eines glücklichen Lebens den Einklang mit der Natur und dem göttlichen Logos mit einer Konzentration auf den Einsatz des Verstandes und auf ein tugendhaftes Leben, generell nicht im Gegensatz zu Platon und Aristoteles. Dabei erwiesen sie sich jedoch in der Interpretation der Tugend, deren Bedeutung für das Glück sie besonders hoch einschätzten, als deutlich radikaler und standen damit im Gegensatz zu den Schülern des Aristoteles. Denn diese waren wohl etwas realitätsnäher und beurteilten anders als die Stoiker neben einem tugendhaften Leben auch noch die äußeren Lebensumstände für das Glück als entscheidend.

Epikur nahm eine davon deutlich abweichende Position ein. Diese philosophische Richtung schätzte etwas völlig anderes als zentral für das Glück ein: die Lust, griechisch *ἡδονή*, *hēdonē*, weshalb ihre Lehre als hedonistisch bezeichnet wurde. „Lust ist Anfang und Ende eines glückseligen Lebens“, so heißt es in seinem Brief an Menoikeus. Jedoch war damit nicht unser heutiges Verständnis von Hedonismus gemeint (das auch der Renaissance-Humanist von den Epikureern hatte), kein vorübergehendes Lustgefühl, sondern Gelassenheit und ein Leben ohne Schmerz. Dennoch übte der römische Politiker Cicero deutliche Kritik an Epikurs Gleichsetzung von Glück und Lust.

Moderne Kritik an der antiken Philosophie des Glücks

Bei allen Unterschieden darüber, was Glück sei und wie man es erreichen könne, hatten all diese antiken philosophischen Überlegungen zum Thema „Glück“ doch eine Gemeinsamkeit: Sie sahen Glück ganz selbstverständlich als höchstes anzustrebendes Gut. Daran übte am Ende des 18. Jahrhunderts der deutsche Philosoph Immanuel Kant deutliche Kritik. Schon aus moralischen Gründen dürfe Glück – das in dieser

idealisierten Form für Menschen gar nicht erreichbar sei – nicht als oberster philosophischer Grundsatz aufgestellt werden. Ein Jahrhundert später schrieb auch Friedrich Nietzsche (Kritiker Platons wie des Christentums, selbst klassischer Philologe und schon mit 25 Jahren Professor): Glück dürfe seiner Auffassung nach nicht als philosophisch anzustrebender Zustand angesehen werden.

Solon und Kroisos

Zum Schluss ein Blick in die Zeit vor Aristoteles, Platon und Sokrates – mit einer manchen wohl schon bekannten Geschichte, die vielleicht auch heute zum Nachdenken anregt: Solon, athenischer Politiker im 6. Jahrhundert v. Chr. und einer der „Sieben Weisen“, soll bei einer Begegnung mit dem für seinen sagenhaften Reichtum bekannten König Kroisos (latinisiert Krösus) seine ganz eigene Sicht von Glück geäußert haben. Der König habe Solon gefragt, wen dieser für den glücklichsten Menschen halte (wobei er noch nicht den mehr philosophischen Begriff *Eudaimonie* gebraucht, sondern das Wort *δλβιος*, *ōlbios*). Solon habe aber wider Erwarten des Königs nicht den Namen Kroisos genannt, sondern mehrere verstorbene Männer. Auf die enttäuschte Reaktion des Königs hin erläuterte Solon, vor dem Tod eines Menschen könne man zwar das Wohlergehen eines Menschen feststellen, aber nicht beurteilen, ob dieser wirklich glücklich sei.

Alles veraltet?

Die Vorstellungen dieser antiken Philosophen konnten hier natürlich nur kurz und summarisch vorgestellt werden – aber wer dem weiter nachgehen möchten, kann sich diese Texte (auch in deutscher Übersetzung zugänglich) ja einmal etwas näher vornehmen.

Denn selbst für ein christliches Kirchenmitglied im Jahr 2024 könnte es vielleicht interessant sein, zum Thema „Glück“ einmal den alten Ideen „heidnischer“ Philosophen aus der Antike nachzugehen – auch dann, wenn man es nicht als Prüfungsthema hat. ■



Du kamst ihm entgegen mit Segen und Glück

VON THOMAS SPRUNG

Thomas Sprung
ist Mitglied
der Gemeinde
Koblenz

„DU KAMST IHM ENTGEGEN MIT SEGEN UND GLÜCK“, so heißt es in Vers 4 von Psalm 21. Ja, die Menschen hatten früh erfahren, dass Freud und Leid, Glück und Unglück, nicht selbst gestaltbar, sondern Gaben Gottes sind. So finden wir Begriffe der Wortfamilie (Lexemverband) „Glück“ 50-mal in der Heiligen Schrift. Auffällig ist, dass „Glück“ nicht ein einziges Mal

Wir finden in den Texten der Hebräischen Bibel mehrere theologische Grundaussagen: Ähnlich wie im Rahmenvers des Psalters (Ps 1) besteht die Idealvorstellung des Frommen darin, das Wort Gottes zu achten. Das führt zum Glück (Jes 15,16; Spr 16,20). Ein System der Gottes-herrschaft (Theokratie) wird favorisiert, denn „glücklich das Volk, dessen Gott der Herr ist!“ (Ps 144,15). Das Glück in der Gottesbeziehung gilt aber auch individuell: „Du bist mein Herr, mein ganzes Glück bist du allein“ (Ps 16,2).

Im Zusammenhang mit der allgemeinen Lebensführung kennt das Alte Testament ebenfalls das Glück. Wir lesen im Buch der Sprüche Sätze wie: „Wer eine Frau gefunden, hat Glück gefunden“ (Spr 18,22). Wir werden ermutigt, Glück durch eigenes Tun wahrzunehmen (Koh 3,22).

Ebenfalls sollen wir genießen: „Wer sich nichts gönnt, wem kann der Gutes tun? Er wird seinem Glück nicht begegnen“ (Koh 14,5).

Worin bestanden die Glückserfahrungen der jungen Christenheit?

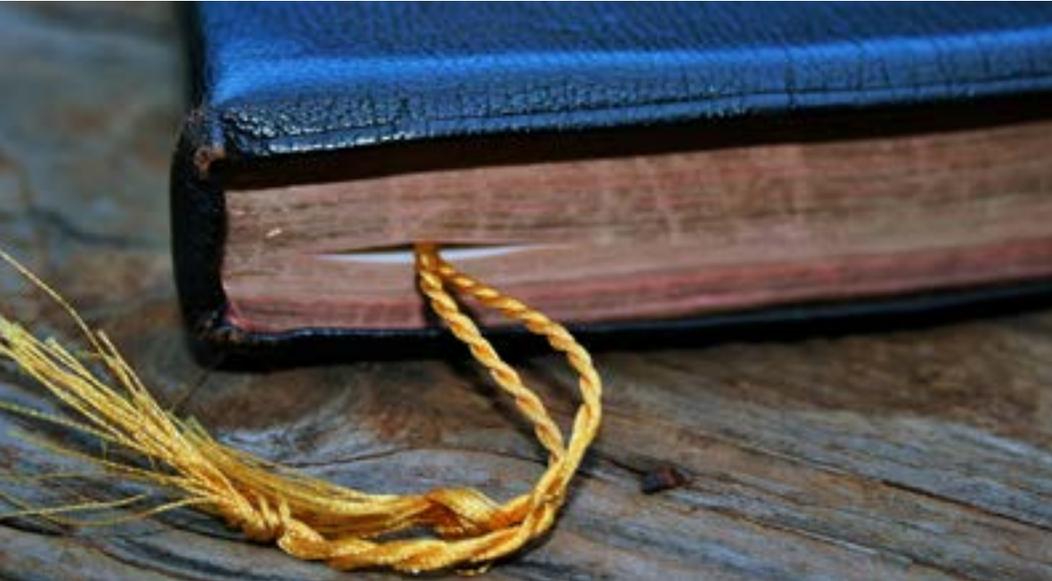
Wir haben hierzu lediglich vier Fundstellen. In der Apostelgeschichte schätzt der Apostel Paulus sich „glücklich“, da er sich selbst vor dem König Agrippa verteidigen darf (Apg 26,2).

In seinen Ausführungen zur christlichen Ehe führt Paulus im Ersten Brief an die Gemeinde in Korinth aus, dass Witwen zwar wieder heiraten dürfen. Sie seien aber „glücklicher“ zu preisen, wenn sie – nach seinem Rat – unverheiratet blieben (1 Kor 7,40).

Im Jakobusbrief finden sich zwei Stellen zum Thema „Glück“. Da wird der Mann als „glücklich“ bezeichnet, der der Versuchung standhält (Jak 1,12). Es geht hier um eine Mahnung (Paränese) für die Christen in der Diaspora außerhalb Palästinas. In den sozial weit differenzierten Gemeinden war es zu Streitigkeiten gekommen (Jak 4,1-12). Darüber hinaus befürchtet er, dass innerhalb der Gemeinde die barmherzigen Werke verweigert werden (Jak 2,14-26). Im letzten Kapitel fordert er zur Ausdauer auf. Die auf die Ernte wartenden Bauern, der geprüfte Hiob, die Propheten werden hierzu als Vorbilder herangezogen. An das Erbarmen und das Mitleid Gottes wird erinnert. Derjenige, der alles geduldig ertragen hat, wird „glücklich“ gepriesen (Jak 5,11).

Der Duden definiert Glück als eine „angenehme und freudige Gemütsverfassung, in der man sich befindet, wenn man in den Besitz oder Genuss von etwas kommt, was man sich gewünscht hat“. Glück ist hier ein „Zustand der inneren Befriedigung und Hochstimmung“.

Die Bibel geht hier einen anderen Weg. Das Alte Testament kennt Glück als Zustand der geordneten Relation mit Gott (Schalom); während das Neue Testament Einzelpersonen lediglich das Adjektiv „glücklich“ von außen zuschreibt und insgesamt sehr selten benutzt. ■



in der Frohen Botschaft, den Evangelien, vorkommt. Hier finden sich ausschließlich „Seligpreisungen“. Weiterhin ist anzumerken, dass in der Apostelgeschichte und der Briefliteratur, also im gesamten Neuen Testament, lediglich viermal das Glück erwähnt wird.

Worin bestanden die Glückserfahrungen der Juden zu biblischen Zeiten?

Die Wortbenutzung streut sehr weit. Die Spanne liegt sprachlich zwischen den Extrema von „Es gibt für den Menschen kein Glück unter der Sonne“ des Kohelets (8,15) in schwieriger Situation beziehungsweise „Ich habe vergessen, was Glück ist“ in den Klageliedern (3,17) über die Zerstörung Israels durch die Babylonier auf der einen Seite und „Das Begehren der Gerechten führt zu vollem Glück“ (Spr 11,23) beziehungsweise „Das vollkommene Glück besteht darin, dass jemand isst und trinkt“ (Koh 5,17) auf der anderen. Dazwischen finden wir einen bunten Strauß von Zuschreibungen. Hierbei geht es um den Schalom und damit die Hilfe Gottes für sein Volk (1 Kön 10,8; Ps 114,15; Bar 4,4), aber auch für Einzelne (Gen 24,12; 39,2; Dtn 30,5; 2 Sam 7,28). Diese Unterstützung durch Gott wird auch von außen wahrgenommen. Im „Scharnierbuch“ zwischen Erstem und Zweitem Testament, dem Buch Maleachi, heißt es: „Dann werden alle Völker euch glücklich preisen“ (Mal 3,12).

Das Glück, von zwei tödlichen Krankheiten geheilt zu werden – von denen eine (bisher) als unheilbar gilt

VON MARC FRANKE

M EIN NAME IST MARC Franke. Ich bin Mitglied der Gemeinde Münster.

In den Medien bin ich jetzt seit einem Jahr auch unter dem Namen „Düsseldorfer Patient“ bekannt. Ich wurde durch eine Stammzellentransplantation von einer *Akuten Myeloischen Leukämie* (AML) geheilt. Die Transplantation war am Valentinstag 2013. Vergangenes Jahr feierte ich meinen zehnten Jahrestag groß mit Familie und Freunden. Ehrengäste waren mein Arzt Dr. Björn-Erik Ole Jensen von der Uniklinik Düsseldorf (UKD) und meine Stammzellenspenderin Anna Prause aus Leverkusen.

Eine Woche später an Rosenmontag erschien dann der Artikel von Dr. Jensen, einem Spezialisten für Infektionsmedizin, in der internationalen Fachzeitschrift *nature medicine* (siehe QR-Code zum Ende des Artikels). Dort legte Dr. Jensen zusammen mit dem weltweiten medizinischen Team meinen Fall detailliert dar. Ich gehöre somit zu den weltweit am meisten untersuchten Menschen, denn mein Fall ist für die Wissenschaft sehr besonders. Ich bin der zweite Mensch weltweit, der nicht nur von AML, sondern auch von HIV geheilt wurde. Durch meine Heilung konnte der Fall des „Berliner Patienten“, Timothy Ray Brown, reproduziert werden. Somit ist Timothys Heilung kein Einzelfall mehr. Die Forscher hatten aber auch das Glück, dass meinen neues Immunsystem das HI-Virus gesehen hat, bevor es das Virus bekämpft hat. Dies ist einmalig und hat viele neue Erkenntnisse für die Forschung gebracht.

Ich habe die große Hoffnung, dass die Erkenntnisse aus meinem Fall und den mittlerweile fünf anderen bekannten Fällen in naher Zukunft die Heilung für alle HIV-Positiven bringt. Zum einen wird daran

geforscht, die Mechanismen der Stammzellentransplantation nachzubauen. Aber es gibt auch andere Ansätze, das Virus im Körper zu bekämpfen. Im Labor sind diese Therapien schon erfolgreich. Jetzt müssen diese Therapien für den Einsatz am Menschen sicher gemacht werden. Die Genschere schneidet z. B. erfolgreich da, wo sie soll. Aber leider lässt



sich nicht garantieren, dass noch an anderer Stelle geschnitten wird, wo es nicht gewünscht ist.

Das Glück, meinen Supermann Ingo kennenzulernen

Ich wurde im Januar 2011 mit Verdacht auf Lungenentzündung in die Notaufnahme des UKD eingeliefert. Der Verdacht auf Lungenentzündung bestätigte sich. Allerdings zeigte die erste Blutuntersuchung auch, dass etwas krumm war. Es stand Leukämie im Raum.

Die Zeit im Krankenhaus vertrieb ich mir auf einem schwulen Datingportal. Schon in der zweiten Woche lernte ich Ingo Sträter kennen, einen Lehrer für Sonderpädagogik aus

Düsseldorf. Ich ging offen mit meinem Status zu HIV und der ungeklärten Leukämie um. Trotzdem hatte ich das große Glück, dass Ingo mich kennenlernen wollte. Für ihn zählt der Mensch und nicht sein Gebrechen.

Kurz nach unserem Kennenlernen gab es dann die Diagnose AML.

Meine Überlebenschancen lagen wegen zahlreicher Komplikationen während der Behandlungen der folgenden Jahre unter 10 Prozent. Umso wichtiger war, dass ich Ingo in all den schweren Zeiten an meiner Seite hatte. Mittlerweile sind wir verheiratet, Ingo ist zu mir ins Münsterland umgezogen, wir haben ein Haus gebaut und haben mit Motte, unserem Magyar Vizsla (Ungarischer Vorstehhund), das Familienglück komplett.

Marc Franke ist Mitglied der Gemeinde Münster

Das Glück, eine lebensbedrohliche, aber heilbare Krankheit diagnostiziert zu bekommen

Nachdem die Lungenentzündung in zwei Wochen auf der Infektionsstation ausgeheilt war, wechselte ich direkt in die Onkologie. Schon beim ersten Gespräch mit dem Stationsarzt war klar: „Herr Franke, Sie haben zwar eine sehr aggressive Form der AML, aber diese ist gut mit Chemo behandelbar, wenn sie wie bei Ihnen früh erkannt wird.“

Die Chemo wurde dann unmittelbar begonnen. Ich ging da recht

Foto von Diane Dammers



naiv hinein. Mir hat meine rosarote Brille sehr geholfen, denn ich war frisch verliebt in Ingo. Deshalb konnte ich mich nicht hängenlassen, da ich jeden Abend Besuch bekam. „*The Power Of Love*“ hat mich durch diese schwere Zeit geleitet.

Leider kam es im Herbst 2012 zu einem Rezidiv (Rückfall der Leukämie).

Das Glück, einen passenden Stammzellenspender zu finden

Durch das Rezidiv stand fest, dass eine weitere Chemo nicht helfen könnte. Es musste eine Stammzellenspende her. Die Suche begann weltweit in den Datenbanken. Aber für mich wurde nach einem ganz speziellen Spender gesucht...

Das Glück, wenn die Ärzte eine besondere Idee haben

Meine Ärzte kamen auf die Idee, die Behandlung des „Berliner Patienten“ zu wiederholen. Bei Timothy Ray Brown wurde 2009 an der Berliner Charité eine Stammzellentransplantation mit dem CCR5Δ32-Gendefekt durchgeführt.

Zeitnah sah ich die ARTE-Dokumentation über Timothy. Da war mir klar, wenn das einmal gelungen ist, dann funktioniert das auch ein zweites Mal. Deshalb stimmte ich dem Plan der Ärzte zu, nach einem passenden Spender suchen. In der Praxis bedeutete es, dass alle für mich in Frage kommenden Spender auf den Gendefekt nachtypisiert werden mussten. Dadurch verlängerte sich die Suche um mehrere Wochen, in denen mein Immunsystem schon heruntergefahren wurde, um mich auf die Stammzellenspende vorzubereiten. Kurz vor Weihnachten 2012 stand dann fest, dass ein Spender mit Gendefekt gefunden wurde. Das beste Weihnachtsgeschenk ever!

Zum Glück hatten die Ärzte aus Timothys Fall gelernt, dass eine Bestrahlung nicht für den Erfolg der Transplantation entscheidend ist. Die Bestrahlung hat bei Timothy weitreichende neurologische Ausfälle hervorgerufen.

Das Glück, nicht nur eine Nummer in der Datenbank zu sein

Fast alle Fälle von HIV-positiven Menschen, die eine Stammzellenspende bekommen haben, werden in Utrecht in einer Datenbank gesammelt. Diese Datenbank namens *IciStem* wurde aufgrund von Timothy gegründet. Ich bin #19 in der Datenbank. Der „Londoner Patient“ ist #36, der „Genfer Patient“ ist #34. Die Lücken zeigen das große Glück, das wir bei der Behandlung hatten.

Es war für mich ein sehr emotionaler Moment, die Wissenschaftlerinnen von *IciStem* in Utrecht kennenzulernen. Diese kannten mich bisher nur unter #19. Ihnen so ein Gesicht zu ihrer Forschung zu geben, war für beide Seiten sehr bewegend. So kann mein zweites Coming Out als „Düsseldorfer Patient“ auch die Motivation der Wissenschaftler stärken. Auch die der Geldgeber für die HIV-Forschung. So kann die Forschung an einer HIV-Heilung fortgesetzt werden. Hoffentlich findet in naher Zukunft ein Forscherteam das passende Puzzle-teil, damit die Heilung für jeden möglich wird.

Das Glück, das richtige Ärzteteam zu haben

Ich hatte großes Glück, dass ich ein Ärzteteam hatte, das mein Leben deutlich über den eigenen wissenschaftlichen Erfolg gestellt hat.

Beim Absetzen der HIV-Medikamente ließ sich mein Ärzteteam sehr viel Zeit. Um hundertprozentig sicher zu sein, war es wichtig, dass die nach der Stammzellentransplantation nötige Immunsuppression aus dem Körper ausgeschlichen ist. Die Immunsuppression ist wichtig, damit es nach der Transplantation nicht zu einem Kampf zwischen dem neuen und dem alten Immunsystem kommt. Deshalb wird das Immunsystem stark gedämpft. Diese Abstoßungsreaktion wird „*Graft versus Host Disease*“ genannt (GvHD). Im Prinzip ist GvHD gewünscht. Durch GvHD festigt sich das neue Immunsystem im Körper. Leider ist der Prozess schwer zu steuern. Durch viele Umwege im Heilungsprozess wurde bei mir die Immunsuppression erst Ende 2017 abgesetzt. Erst ein Jahr später wurde das HIV-Medikament abgesetzt.

Als Dr. Jensen mir Ende 2018 mitteilte, dass die HIV-Tabletten abgesetzt werden sollen, hatte ich 100 Prozent Vertrauen. Um diesen Schritt abzusichern, wurde zweimal in der Woche ein HIV-Test im UKD gemacht. Mittlerweile ist das Intervall auf jeden zweiten Monat ausgedehnt.

Es ist jetzt merkwürdig, Forscher:innen kennenzulernen, die Teile meines Körpers in ihren Gefrierschänken haben.

Im Jahr 2023 hat das deutsche Forschungsteam (Uniklinika Düsseldorf, Köln, Hamburg und Erlangen) den „Preis der Deutschen Hochschulmedizin“ erhalten. Es war großartig, zusammen mit den Forschern in Berlin auf der Bühne zu stehen. Nicht zu vergessen sind aber auch die weltweiten Forschungseinrichtungen, die an meinem Fall beteiligt waren.

Hervorzuheben ist die außerordentliche Teamarbeit. Über mehr als eine Dekade sind so viele Freundschaften entstanden. Das bekomme ich jedes Mal zu spüren, wenn ich wie ein Sohn aufgenommen werde.

Das Glück, seine Stammzellenspenderin persönlich kennenzulernen

In Deutschland ist es nach einer Wartezeit möglich, dass sich spendende und empfangende Person kennenlernen. Der Kontakt wird zuerst anonym über die DKMS hergestellt. Wenn beide Seiten dem Kontakt zustimmen, werden die Kontaktdaten ausgetauscht.

Meine Vermutung war schon bei der Stammzellenspende im UKD, dass die spendende Person nicht weit entfernt wohnt. Der Beutel mit den Stammzellen kam aus Köln (mittlerweile sind die Beutel anonymisiert, da oft Spender oder auch Empfänger den Spendenbeutel in sozialen Medien gepostet haben). Somit war es für mich keine Überraschung, dass Anna in Leverkusen wohnt.

Sofort telefonierten wir lange und stellten viele Gemeinsamkeiten fest. Ein Treffen musste allerdings verschoben werden, da ich noch in Behandlung war. Anna besuchte mich 2015 im UKD nach der Hüft-TEP-Operation (die Hüfte war wegen Chemo und Kortisonbehandlung eingebrochen). Ich war am Tag nach der OP

nicht topfit. Wir beschlossen, uns zu treffen, wenn es mir besser geht. Von diesem Abend im Sommer 2016 in einem Restaurant am Kölner Rheinufer zusammen mit unseren Partnern stammt das Foto von Anna und mir, aufgenommen von Annas Ehemann Stefan.

Als Einzelkind ist es sehr besonders, den „genetischen Zwilling“ kennenzulernen. Ich habe eine Schwester dazu bekommen.

Das Glück, dass die Alt-Katholiken meine neue christliche Heimat geworden sind

Als Ingo mir am Krankenbett mitteilte, dass er einen Gottesdienst der Alt-Katholiken in Düsseldorf besuchen wollte, dachte ich: „Shit, jetzt hatte ich das große Glück, einen neuen Partner kennenzulernen, dem meine Krankheiten nix ausmachen und der mich täglich unterstützt. Und dann entpuppt er sich als religiöser Fanatiker...“.

Als mein Immunsystem so stabil war, dass ich wieder unter Menschen durfte, bin ich mit FFP3-Maske mit Ingo in den Gottesdienst. Ich war von der Herzlichkeit und Neugier überwältigt, mit der wir in die Gemeinschaft aufgenommen wurden. Schwer beeindruckt hat mich auch

die Tochter vom damaligen Pfarrer Thomas Schüppen, die mit dem Klingelbeutel begeistert die Kollekte eingesammelt hat. Da wusste ich, dass man sich vom „Alt“ im Namen nicht abschrecken lassen soll.

Im Jahre 2015 bin ich dann vor der kirchlichen Segnung unserer Hochzeit durch Reinhard Potts in die Gemeinde Münster eingetreten. Mittlerweile wird die Gemeinde Münster sehr engagiert von Klara Robbers geleitet.

Das Glück, medial betreut zu werden

Ich erinnere mich noch sehr gut, wie Prof. Kobbe zu mir gesagt hat: „Überlegen Sie es sich genau, ob Sie mit Ihrer Geschichte an die Öffentlichkeit gehen. Wenn die Story einmal raus ist, dann können Sie sie nicht mehr zurücknehmen und auch nicht mehr steuern.“ Prof. Kobbe ist im UKD der Spezialist für Leukämie und Stammzellentransplantation.

Diese Worte hatte ich immer im Ohr. Aber zehn Jahre nach der Transplantation fand ich, dass die Zeit passend war, um mein Gesicht zu zeigen. Ich möchte anderen Leukämiepatienten Hoffnung geben. Auch möchte ich HIV-Positiven Hoffnung auf Heilung geben – wenn auch nicht auf dem Weg über eine

Stammzellenspende wie bei mir. Besonders wichtig ist mir auch, Forscher weltweit zu ermutigen, weiter nach einer Heilung für alle HIV-Positiven zu suchen.

Deshalb bin ich meiner Stammzellenspenderin Anna sehr dankbar, dass sie mich gepusht hat, meine Geschichte öffentlich zu machen.

Ein besonderer Dank gilt der Pressestelle des UKD. Die Pressestelle war meine Firewall für die ganzen Medienanfragen. Es sind so großartige Zeitungsartikel und Fernsehberichte realisiert worden (siehe QR-Code).

Nicht immer der Glückliche

Als ich 2014 mit dem Größten durch war, kam mein Vater ins Krankenhaus. Es wurde Speiseröhrenkrebs festgestellt. Ihm blieben keine zwei Wochen mehr. Ich gehe davon aus, dass er meiner Mutter während meiner Behandlung keine weitere Belastung sein wollte und deshalb zu spät zum Arzt ging.

Wer jetzt glaubt, mein Leben wäre nach der Transplantation unbeschwert, dem kann ich sagen, dass mein Grad der Behinderung 80 auf Lebenszeit ist. Mein Gehirn wurde durch die Chemos oft gebraten. Deshalb habe ich massive Konzentrationsschwierigkeiten. Durch die immunologische Reaktion GvHD leide ich massiv unter trockenen Augen. Konzentrationsschwäche plus schlechtes Sehen machen Computerarbeit sehr kompliziert. Vor allem, wenn einem Menschen wie mir die Gebrechen nicht auf den ersten Blick angesehen werden.

Insgesamt bin ich aber glücklich. Ich lebe noch und habe den Partner fürs Leben kennengelernt. Außerdem habe ich mit den Alt-Katholiken eine neue christliche Heimat gefunden.

QR-Code

Der QR-Code oben rechts führt zu einem Onlineordner mit zwei Dateien. Die eine PDF-Datei enthält Links zu Zeitungsartikeln und Fernsehberichten. Die andere enthält Hintergrundinformationen. ■



Foto: Ingo Sträter, Motte und Marc Franke. Von Ingo Lammert



Glück

VON CHRISTIAN WEBER

Geboren, um zu scheitern
Leben, um Last zu sein
Sterben, um verloren zu sein
Wandern, um in Unruhe zu sein
Beobachten, um Gefahren abzuwenden
Hören, um Befehlen zu gehorchen
Essen, allein um zu überleben
Sprechen, um zu jammern
Fühlen, um Ohnmacht zu spüren
Arbeit, um Fron zu leisten
Schlafen, nur um zur Ruhe zu kommen
Wachsein, um Schmerzen zu haben

Geboren, um zu werden
Leben, um zu sein
Sterben, um sich zu verändern
Wandern, um zu erleben
Beobachten, um zu verstehen
Hören, um zu schwingen
Essen, um zu genießen
Sprechen, um zu verbinden
Fühlen, um zu spüren
Arbeiten, um zu vermehren
Schlafen, um zu ruhen
Wachsein, um wahrzunehmen

und
pün

Unglück



München

Ökumenepreis 2023 für „Pasinger Friedensweg“

Das Projekt „PASINGER FRIEDENSWEG“ erhält den mit 1.000 Euro dotierten Hauptpreis der *Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland*. Die römisch-katholischen Pfarrverbände Pasing und Menzing aus München, die evangelisch-lutherische Himmelfahrtskirche ebenfalls aus Pasing sowie die Pasinger Moschee Haci Bayram Camii, die liberale jüdische Gemeinde München *Beth Shalom* und die alt-katholische Pfarrgemeinde St. Willibrord hatten bereits zum neunten Mal zu einem interreligiösen Friedensweg eingeladen. In der Begründung der Jury heißt es: „Besonders bemerkenswert sind die thematische Vielfalt und Aktualität des Pasinger Friedenswegs.“ Entstanden ist der Friedensweg aus der Flüchtlingshilfe, wurde weitergeführt in Gesprächen über Fragen des Glaubens, im gemeinsamen Gebet und in interessierter Aufgeschlossenheit gegenüber „den Anderen“ bis zur geistlichen Solidarität mit der Ukraine und Verantwortung für die Schöpfung. ■

Sarnen in der Schweiz

Internationales alt-katholisches Forum 2024

VOM 14. BIS ZUM 18. AUGUST FINDET IN DIESEM Jahr in Sarnen das Internationale alt-katholische Forum statt. Sarnen liegt südlich von Luzern am Sarner See. Das Forum wird vier Tage im dortigen Benediktiner-Kollegium zu Gast sein und sich mit dem Thema „Wie bauen und leben wir Mehrgenerationskirche“ beschäftigen. Im Mittelpunkt stehen Fragen wie: „*Wie werden Kinder, Jugendliche, junge Familien und sehr alte Menschen in den Gemeinden angesprochen? Erreichen wir alle?*“ Dazu wollen wir Erfahrungen austauschen, kreativ umsetzen und ergänzend Referenten und Referentinnen hören.

Wir freuen uns wieder auf viele Teilnehmer*innen. Alle Interessierten, ob haupt- oder ehrenamtliche Kirchenmitarbeitende, ob Freunde oder Mitglieder der alt-katholischen Kirchen, ob Glaubende oder Zweifelnde, sind herzlich willkommen, mit uns diese Tage in Sarnen zu verbringen. Die Kosten für die Unterbringung und Verpflegung werden umgerechnet ca. bei 430 Euro p. P. liegen.

Nähere Infos finden sich im Internet auf unserer Homepage unter: altkatholisches-forum.org. ■



Deggendorf

Aufgefrischt – Neue Homepage des Geistlichen Zentrums

Das GEISTLICHE ZENTRUM FRIEDENSKIRCHE HAT seine Homepage geistlicheszentrum-friedenskirche.de erneuert. Möglich wurde dies durch die kostenlose Unterstützung des *Fördervereins für regionale Entwicklung e. V. (azubi-projekte.de)*, der in einem sogenannten Ausbildungsprojekt die neue Homepage gestalten ließ – eine Möglichkeit, die der Förderverein gemeinnützigen Organisationen zur Verfügung stellt. In vielen Fällen – wie auch beim Geistlichen Zentrum Friedenskirche – wäre das finanziell sonst gar nicht möglich. Umso größer war die Freude beim Vorstand der *Freunde des Geistlichen Zentrums Friedenskirche in Deggendorf e. V.* Schauen Sie doch einfach mal in unserer Website hinein! ■

Alt-Katholisches Seminar Bonn

Lehrveranstaltungen für Gasthörernde im Sommersemester 2024

- ➔ **Orthodoxie** mit Dr. Marina Kiroudi: 23./24. April und 18./19. Juni 2024
- ➔ **Anglikanismus** mit Prof. Charlotte Methuen: 16.-18. Juli 2024
- ➔ **Christentum im Angesicht des Judentums** mit Prof. Andreas Krebs, Ruth Nientiedt und Theresa Hüther: 14./15. Mai und 19./20. Juni 2024

Zu diesen Lehrveranstaltungen des Alt-Katholischen Seminars Bonn sind Gasthörernde herzlich eingeladen. Mehr Infos zu den Zeiten, zur Anmeldung und zum Gasthörerndenstatus gibt es unter infoak@uni-bonn.de. ■

Frische Brise bei der *baf*-Tagung

Bischöfin Maria Kubin in Ellwangen

BEI DER JAHRESTAGUNG DES BUNDES ALT-KATHOLISCHER FRAUEN 2023 in Ellwangen gab es ein besonderes Highlight. Das war die Teilnahme der frisch geweihten ersten alt-katholischen Bischöfin, Maria Kubin aus Österreich, die mit vier weiteren Frauen angereist war.

Die Teilnehmerinnen der Jahrestagung hatten somit reichlich Gelegenheit beim Essen, in den Pausen und während der Tagungsveranstaltungen, Maria Kubin persönlich kennenzulernen. Von vielen hörte ich, dass sie die Kontakte als sehr belebend, inspirierend, ermutigend und als sehr humorvoll erlebten. Sie ist, wie Lydia Ruisch sagte, ein „echter Knüller“. Ich kann das nur bestätigen, ich habe sie erlebt wie einen geistlichen Wirbelwind, der immer wieder in diesen Tagen wie eine frische Brise durch die ganze Tagung wehte und für Lebendigkeit, neue Ideen und Perspektiven sorgte. Die Kombination von geistlicher Tiefe, persönlicher Präsenz, originellem Humor und Lebenserfahrung, die sie ausstrahlt, ließ niemanden unberührt.

Maria Kubins Name passte wie gefügt zu unserem Thema: „Maria – eine Frau wie du und ich? Heilsam, prophetisch, rebellisch.“ Wir waren gespannt darauf, welche neuen Facetten sie zu dem Thema würde beitragen können. So beschlossen wir, ihr in einem Interview im Rahmen unseres Programms Raum zu geben, um sie und ihr Amtsverständnis besser kennenzulernen.

Die Vita

Die erste Frage galt Maria Kubins Vita.

Ihr ganzes Leben sei Vorbereitung auf diesen Weg gewesen. Schon immer habe sie gewusst, dass es mehr gibt, als man sehen kann. In der römisch-katholischen Kirche habe sie daher alles gemacht, was man so als katholische Frau machen dürfe: Erstkommunion- und Firmvorbereitung, Exerzitien... Schließlich sei sie über die alt-katholische Kirche gestolpert und gleich fasziniert davon gewesen, weil sie da ein Schlüsselerlebnis hätte: Ganz plötzlich sei ihr bewusst geworden, „da kannst Du ja was von mitnehmen“. Davor hatte sie Gottesdienste mehr so über sich ergehen lassen.

2008 sei sie alt-katholisch geworden, kurz nach einem Berufungserlebnis. Ein Pfarrer habe zu ihr gesagt: „Ich suche Menschen, die Diakoninnen oder Diakone und Priesterinnen oder Priester werden wollen.“ Sie sei danach „wie in Trance“ unterwegs gewesen mit dem Gedanken, dass das ja möglich sei. Und sie habe gewusst, dass sie ihrer inneren Stimme folgen müsse, also dem, „was in Herz und Bauch ist und nicht im Verstand“.

So schlossen sich Studium und Fernkurs an. 2017 sei sie zur Diakonin und 2019 zur Priesterin geweiht worden. Beim letzten Alt-Katholiken-Kongress offenbarte sie bei einem Gespräch mit Erzbischof em. Joris Vercammen ihre Gedanken, Bischöfin zu werden. Er habe sie ermutigt, zu ihrer Berufung zu stehen. So habe sie kandidiert und sei 2023 auch gewählt worden. Besonders bestätigt fühle

sie sich darin, Priesterin und Bischöfin zu sein, wenn sie den Altarraum betrete und dabei von einem tiefen Gefühl erfüllt werde, zuhause zu sein.

Sprich als Prophetin

Sehr gespannt waren wir auch auf ihr Statement zu ihrem Leitwort als Bischöfin: „Sprich als Prophetin“. Dieser Satz stammt aus dem Buch Ezechiel 37,1-14 (am besten Nachlesen in der *Bibel für gerechte Sprache!*), und Bischöfin Maria sieht darin ein Bild davon, wie sie gerne Bischöfin sein möchte.

Sie übersetzte die Bedeutung, die dieser Text für sie hat, 2019 an einem „Visionsfest“, das sie als Priesterin mit ihren Gemeinden veranstaltete, indem sie die Anwesenden einlud, ihre Hoffnungen, Sehnsüchte, Ideen und Projekte (wie die Knochen bei Ezechiel) zusammenzutragen. Als das geschah, und im Erleben, wie die Teilnehmenden einander gegenseitig ermutigten („Sprich als Prophetin!“) meinte sie förmlich zu hören, wie die Knochen begännen zu klappern, sich zu bewegen und näher zusammenzurücken. Als entscheidend beschreibt Maria Kubin aber die zweite Stufe: „Sprich als Prophetin zum Geist“. Diese heilige Geistkraft erst bewirke, dass etwas Lebendiges, dem Leben Dienliches entsteht.

Weiter illustriert sie ihre Vorstellung vom Wesen ihres Amtes mit ihrer Leidenschaft fürs Stricken: „So möchte ich sein, so will ich arbeiten: Wie mit meiner Handarbeit verknüpfe ich gerne – Menschen, Ideen, Projekte und viele Farben. Aus diesem gemeinsamen Sein entstehen Gemeinschaft und Begeisterung. Diese entstehen, wenn wir für das gute Leben eintreten.“

Die Zukunft der Kirche

Unsere dritte Frage bezog sich auf die Zukunft von Kirche und welche Rolle unsere kleine Kirche dabei spielen könnte. Sie zitiert zunächst Bischof Matthias Ring, der gefragt hatte: „Sind wir als Kirche existenzrelevant?“ Diese Frage verknüpft sie mit ihrem Beruf als Psychotherapeutin, in dem sie sich immer wieder fragen muss: „Wann fühlen sich Menschen gut und was ist für sie existenzrelevant?“. Mit Viktor Frankl, nach dessen Schule sie als Therapeutin ausgebildet ist, fügt sie hinzu: „Wann finden wir Leben sinnvoll?“ Seine Antwort: „Dann, wenn wir ein Du haben als Gegenüber.“

So möchte sie ermutigen zu einer guten Selbstliebe und Selbstfürsorge, die Menschen stärkt, das zu tun, was gerade ansteht, so dass man „sich hingeben kann, ohne sich herzugeben. Das heißt, ich gebe mich selbst nicht aus der Hand.“ Und: „Es braucht ein gesundes, gutes Ich, um mich hinzugeben. Selbstliebe ist aber kein Selbstzweck. Das, was dann ansteht, zu tun, das heißt existenzrelevant zu sein.“



aus unserer Kirche



Felicitas Schmid ist Mitglied der Gemeinde Landau und des *baf*-Vorstands

Foto: Bischöfin Maria Kubin bei ihrer Bischofsweihe am 24. Juni 2023





Der Kirche als Institution empfahl sie, darauf zu achten, dass wir uns nicht um uns selbst und unsere Struktur und Finanzen drehen.

Im Austausch mit Fragen aus dem Publikum verwies sie auf Ihren neu gegründeten „Club der alt-katholischen Prophetinnen“. In diesem Club möchte sie Menschen versammeln, die existenzrelevant sein wollen, bereit sind, beherzt für das gute Leben einzustehen, die wagen aufzustehen und auch das Beben auszuhalten. Menschen, die einfach sagen: „Ich bin dazu bereit“, so wie sie es auch bei Ihrer Weihe zur Bischöfin erklärt hat – sie hat diese Bekräftigung sogar als Lied vorgetragen. Wichtig ist ihr dabei: „Es kommt auf uns an, auch wenn es nicht von uns abhängt.“ Sie verschweigt dabei nicht, dass es auch Angst machen kann, Prophetin zu sein. Denn es gehöre ebenso zum Prophetin Sein, auf Missstände aufmerksam zu machen – und das sei nicht immer bequem. Ihren früheren Kollegen sei es nicht immer gut gegangen damit.

Leben, was ich als richtig erkannt habe

Zur Rolle der Theologie befragt, beschreibt sie diese als Grundlage und Hintergrund. Es sei damit aber wie in der Psychotherapie: Nur wenn das Erkannte gelebt wird,

Dekanat Südwest

Freizeit-Wochenende in Oberschlettenbach

VON SARAH HENKE,
TABITHA UND RUBEN EDEL

Sarah Henke und Tabitha und Ruben Edel sind Mitglieder der Gemeinde Stuttgart

VOM 17. BIS ZUM 19. NOVEMBER 2023 WAREN WIR (aus der Gemeinde Stuttgart) und noch ein paar andere Kinder aus den Gemeinden Baden-Baden und Mannheim-Ludwigshafen beim Freizeitwochenende. Es war eine sehr schöne Unterkunft im Dekanatsjugenheim Oberschlettenbach und eine tolle Erfahrung, auch mal Zeit mit Kindern aus anderen Gemeinden zu verbringen. Außerdem war es eine gute Mischung zwischen gemeinsamem Spiel und Spaß.

Als wir alle angereist waren, haben wir zusammen eine Vorstellungsrunde gemacht und wurden von Daniel Dosenpfirsich und Sabine Sauerkirsche angeleitet (manche sagen auch Daniel Saam und Sabine Clasani). Im Anschluss haben wir viele verschiedene Spiele gespielt, wie zum Beispiel „die Montagsmaler“. Die Zeit verging schnell, deshalb hatten wir alle bereits großen Hunger und wir haben gemeinsam zu Abend gegessen. Frisch gestärkt haben wir dann eine Abendandacht gemacht. Die Zeit verging wie im Flug und es war Zeit ins Bett zu gehen.

Am nächsten Morgen waren wir schon alle recht früh wach, und nach dem Frühstück gab es eine Andacht. Danach gab es ein „Haus-Spiel“ als Quiz, das Spiel war richtig toll und wir hatten alle viel Bewegung dabei. Mittags gab es Spaghetti mit Tomatensoße und wir durften danach etwas ausruhen, und Daniel bekam von uns eine Wellnessbehandlung, die er bestimmt sehr genossen hat.

bekommt es Hand und Fuß. Die Psychologie nennt es *Embodiment* (Verkörperung). Die Kirche nennt es *Inkarnation* (Fleischwerdung) und: „Wovon wir inspiriert sind, das müssen wir leben.“

Zum Thema „Gottes Stimme hören“, führt sie aus: „Die Stimme Gottes in mir ist die gleiche Stimme wie damals bei den Propheten.“ Gottes Stimme lasse sich verstehen zum Beispiel in Form von guten Ideen, die nicht vergehen, die immer wieder in uns auftauchen. An uns liege es dann, uns zu trauen, zu sagen: „Das ist meins. Dazu stehe ich.“

Auch tiefe Themen beschließt sie gerne in ihrer humorvollen Art: „Würde Gott jetzt den Himmel aufreißen und mich mit Donnerstimme ansprechen, da würde ich wahrscheinlich extrem erschrecken und gleich in die Psychiatrie gehen.“ Und wieder, wie so oft auf dieser Tagung füllt herzhaftes, fröhliches Gelächter den ganzen Saal.

Danke, liebe Maria Kubin, für die inspirierenden, tiefgründigen *und* humorvollen gemeinsamen Stunden und dass Du unserem Tagungsthema noch einige wichtigen Aspekte hinzugefügt hast. Wir freuen uns auf weitere fruchtbare Begegnungen. Das Lachen ist bestimmt bis in den Himmel vorgedrungen. ■

Nach der Erholung konnten wir uns kreativ austoben. Es gab verschiedene Bastelangebote wie Malen, mit Ton arbeiten, Kerzen gestalten, und für die Jüngeren gab es noch eine Holzbastelarbeit, die beliebig angemalt werden konnte. Am Abend haben wir eine Nachtwanderung gemacht; da das Dekanatsjugenheim sehr ländlich gelegen ist, gab es dementsprechend wenig Licht. Die Nachtwanderung war in verschiedene Stationen eingeteilt, an jeder Station gab es Fragen und etwas Süßes. Trotz des Regens, der Dunkelheit und der schlammigen Wege – oder gerade deshalb – hatten wir riesigen Spaß dabei. Nach der Wanderung war es echt spät und wir waren alle sehr müde, es hat aber trotzdem gedauert, bis wir alle zur Ruhe gekommen sind. Besonders die Jüngeren unter uns haben etwas länger gebraucht.

Am Sonntagmorgen gab es einen Gottesdienst, hier haben wir die Geschichte mit den zwei Fischen und fünf Broten nachgespielt. Jetzt war es an der Zeit, ans Aufräumen und Packen zu denken; wir hatten sogar Spaß beim Putzen und Aufräumen, bis unsere Eltern uns abgeholt haben. ■



Alt-Katholisches Bistum unterstützt Projekte auf den Philippinen und im Kongo

VON REINHARD POTTS

AM 1. SONNTAG DER ÖSTERLICHEN BUSSZEIT – und je nach finanzieller Möglichkeit der Gemeinde auch an weiteren Sonntagen der Fastenzeit – ist die Kollekte für Missions- und Entwicklungshilfeprojekte bestimmt. Wir wollen nach einem Jahr Unterbrechung wieder das Projekt unserer Schwesterkirche auf den Philippinen und wie im vergangenen Jahr das Projekt aus dem Kongo unterstützen. Dazu einige Informationen:



1. Unabhängige Philippinische Kirche: Gerechtigkeit für Arbeiter!

Unsere philippinische Schwesterkirche, die *Unabhängige Philippinische Kirche (Iglesia Filipina Independiente – IFI)*, wurde 1902 bei der Gründung der ersten Gewerkschaft auf den Philippinen ausgerufen. Seit ihrer Gründung steht die IFI an der Seite der Arbeiter.

Seit mehreren Jahren – lediglich mit Unterbrechung im letzten Jahr – unterstützt die Fastenaktion unseres Bistums das Projekt der philippinischen Schwesterkirche „Gerechtigkeit für Arbeiter!“ (*Workers Assistance Program – WAP*).

Edoi Ruazol, jetzt für die Betreuung dieses Projektes zuständig, zählt in seinem Bericht Aktivitäten der Jahre 2019-2023 auf, die durch WAP auch dank unserer Unterstützung möglich gemacht werden konnten. Hier eine Auswahl:

2019: Vernetzung zwischen Arbeiter- und Bauernorganisationen; Unterstützung bei der Senkung der Ausgaben für arbeiterbezogene Aktivitäten und für Lebensmittel und Medikamente; Vermittlung von Wissen über die Rechte der Arbeitnehmer und der effektiven Einreichung von Beschwerden; Unterstützung von Gruppen beim Protest gegen Verunglimpfung und außergerichtliche Tötungen; Knüpfen von Verbindungen zwischen Klerus und Arbeitern.

2020: Finanzielle Unterstützung von Bauernfamilien; Schulung für Führungskräfte und Arbeiter im öffentlichen Reden und im Arbeitnehmerrecht; Erweiterung der Interessenvertretungs- und Vernetzungsbemühungen auf den digitalen Bereich.

2021: Unterstützung von Verkäuferfamilien durch Lebensmittel- und Hygienepakete zu subventionierten Preisen; finanzielle Unterstützung in Rechtsstreitigkeiten.

2022: Unterstützung von Familien bei Krankheit und Bildung; Rechtsberatungen für Arbeitnehmer und Geistliche, die helfen, ihr Verständnis für Menschenrechte zu vertiefen.

2023: Unterstützung der Arbeitnehmerorganisationen bei der Vorbereitung von Schulungen und Projekten zur Sicherung des Lebensunterhalts; Lobbyarbeit, Online-Sitzungen und Diskussionen zur Gesetzgebungsagenda der Arbeitnehmer mit dem Ziel, Wissen und Bewusstsein zu stärken. Das IFI-Zentralbüro hat finanzielle Mittel bereitgestellt für Unterstützung lokaler Arbeitnehmervertretungen und Angelegenheiten der regionalen WAP-Zentren.

Die Fastenaktion unseres Bistums möchte auch in diesem Jahr unsere Schwesterkirche in ihrem Engagement für die Rechte der Arbeiter und Arbeiterinnen unterstützen. Bitte helfen Sie mit Ihrer Spende, dass unsere Schwesterkirche sich weiterhin für das Recht der Arbeiter und gerechte Arbeitsbedingungen einsetzen kann!

2. Demokratische Republik Kongo: Das Tageszentrum Tumaini für Flüchtlingskinder

Das zweite Projekt wird von *Partner sein*, dem Hilfswerk der christkatholischen Kirche der Schweiz, betreut: „Bildung und Gesundheit – psychosoziale und pädagogische Betreuung, Bildung und Ernährung“.

Auch noch Jahre nach den Bürgerkriegen finden im Ostkongo gewalttätige Überfälle durch bewaffnete Gruppierungen statt. Die z. T. schwer traumatisierten Betroffenen, darunter viele Frauen und Kinder, fliehen in die Städte, und das Land wird nicht mehr bewirtschaftet, so dass es auch an Lebensmitteln fehlt. Mangel- und Unterernährung sind verbreitet: Knapp die Hälfte der Kinder unter fünf Jahren in Goma (Provinz Nord-Kivu) leidet an chronischer Unterernährung, 4,6 Prozent an schwerer und lebensbedrohlicher Unterernährung.



Fastenaktion 2024



Dekan Reinhard Potts ist Pfarrer in Bottrop und Beauftragter für Mission und Entwicklung des Bistums



Partner sein arbeitet seit vielen Jahren mit der anglikanischen Kirche im Ostkongo zusammen, in Goma insbesondere mit der 2007 gegründeten Organisation ASDIG; sie unterstützt Flüchtlinge mit verschiedenen Projekten in den Bereichen Bildung, Gesundheit und sozialer Integration. Ziel ist es, den Kindern und ihren Müttern durch die Möglichkeit, ein Handwerk zu lernen, Perspektiven zu eröffnen und mit Nahrung, medizinischer Versorgung und Beratung zu helfen.

Mit dem Projekt *Tumaini* (Hoffnung) wurde das Problem der Unterernährung angegangen. 2010 wurde eine Schule für Waisenkinder gebaut. Neben dem Schulbesuch, Nahrung und Kleidern gibt es auch psychologische Betreuung und Gesundheitsversorgung. Einige Familien können einen kleinen Beitrag zu den Kosten leisten; rund 75 Kinder besuchen die Schule gratis. Im *Tagungszentrum Tumaini* wird zusätzlich einmal pro Woche Essen für kleinere Kinder gekocht; die oft ebenfalls hungernden Mütter erhalten Pakete mit Grundnahrungsmitteln. Die Nachfrage ist groß und weitere Hilfe wird dringend benötigt, da immer neue Geflüchtete in Goma eintreffen.

Die bestehenden Gebäude sind eng, sanierungsbedürftig und müssen erweitert werden. Die steigenden Preise

für Baumaterial, Lebensmittel und den Betrieb der Schule erfordern zusätzliche Mittel. Mit den gesammelten Geldern soll der Bau eines neuen Gebäudes und die Sanierung der bestehenden Räume finanziert werden. Die Grundsteinlegung für den Neubau ist bereits erfolgt, die Gebäude sind im Bau und sollen 2024 fertiggestellt werden. Ein Projektbesuch ist im Februar 2024 geplant.

Weitere Informationen bei dem Beauftragten für Mission und Entwicklung des alt-katholischen Bistums: Pfarrer Reinhard Potts, E-Mail: entwicklung@alt-katholisch.de.

Spendenkonto des Bischöflichen Ordinariats

IBAN DE38 3705 0198 0007 5008 38

BIC COLSDE33XXX

Stichworte *Philippinen* oder *Kongo*

Ihre Spende können sie steuerlich geltend machen. Sie erhalten umgehend eine Zuwendungsbestätigung (Spendenbescheinigung).



Hans im Glück

VON BARBARA SPINDLER

ALS KIND KONNTE ICH nicht verstehen, warum der Hans im Märchen am Ende glücklich war. Hat er doch für seine Arbeit einen Goldklumpen bekommen, den er dann gegen ein Pferd, dieses gegen eine Kuh und diese gegen ein Schwein tauscht. Für das Schwein bekommt er dann eine Gans und tauscht diese gegen einen Schleifstein. Und zum Schluss fällt der Stein in einen Brunnen und Hans hat nichts mehr – und fühlt sich frei und glücklich.

viele andere Hürden auf dem Weg in die Gegenwart überwinden.

Das Glück fühlen

Als unser Haus fertig war und wir erschöpft einzogen, fühlte sich alles sehr gut an. Wir hatten uns gefunden, ein gemütliches Heim geschaffen, und auch finanziell war alles gut geregelt. Nun konnte die Zukunft kommen.

Zehn Monate nach unserem Einzug fiel mein Mann bei der Arbeit vom Dach, und als ich in der Notaufnahme wartete, schossen mir alle möglichen Gedanken durch den Kopf. Wird er es überleben, wird er gehen und wieder arbeiten können? Werden wir die Schulden bezahlen können? Nach drei Stunden durfte ich endlich auf die Intensivstation und alle Gedanken waren weg.

Auf der Heimfahrt vom Krankenhaus war ich dann über mich selbst erstaunt. Ich fühlte mich so leicht und glücklich wie noch nie im Leben. Kein Gedanke an die Zukunft,



Barbara Spindler ist aktive Mitarbeiterin in der Filialgemeinde Bad Reichenhaller Teisendorf

Materielles Glück

Wenn ich so auf mein bisheriges Leben zurückschaue, dann sehe ich, dass ich mir schon ziemlich viel erarbeitet und geschaffen habe. Von meinem ersten Gehalt an habe ich gespart und mir immer zu meinem Beruf als Erzieherin noch nebenbei dazuverdient. Ich habe mir den Traum vom eigenen Haus und so manchen anderen Wunsch erfüllt. Und obwohl es mir in materieller Hinsicht von Jahr zu Jahr besser ging, musste ich doch



Bild: Hans im Glück. Von Paul Hey (1867-1952)

keine Sorge, wie es weitergeht. Einfach nur das unbeschreibliche Gefühl des Glücks, dass mein Mann noch lebt.

Leben, als hätte man nicht

Es dauerte drei Tage, bis mein Mann operiert werden konnte. Er hatte einen Becken-Trümmerbruch, und das Risiko, dass er bleibende Schäden davontragen würde, war sehr hoch. Viele Freunde machten sich Sorgen, wie es mit uns und unserem neuen Haus weitergehen wird. Immer,

wenn ich darauf angesprochen wurde, sagte ich: „Wenn es nicht anders geht, dann verkaufen wir es.“ Darauf ertete ich fast ausnahmslos entsetzte Blicke. „Aber ihr habt es doch gerade erst gebaut!“

Ich kann ganz ehrlichen Herzens sagen, dass ich wirklich zum Verkauf bereit gewesen wäre. Das Glücksgefühl, das ich am Abend des Unfalls gespürt hatte, trug mich durch diese schwere Zeit.

Irgendwann später las ich die Worte von Paulus: „Haben, als hätte

man nicht.“ Und das beschrieb genau mein Gefühl, das ich unserem Haus und Garten gegenüber habe. Es spielt für mich keine Rolle, ob uns das Grundstück mit Haus gehört oder nicht. Ich freue mich über jeden Tag, den ich hier leben darf. Und wenn es irgendwann so weit ist, dass ich von hier weggehe, aus welchem Grund auch immer, so kann mir diese glückliche Zeit, die ich hier mit meinem Mann erleben durfte, keiner nehmen. ■



Das Glück der kleinen Dinge

VON GEORG SPINDLER

Glückssuche

ICH KENNE EINE ALTE GESCHICHTE, DIE VON EINEM Mann berichtet, der in Wien lebte und das Glück finden wollte. Irgendwann begegnete ihm ein weiser Mann, der ihm, als er von der Glückssuche erfuhr, mitteilte, dass ein großer Schatz auf ihn warte, und zwar in Lemberg in Galizien, in einer kleinen Kirche unter einer lockeren Bodenfliese. Also machte sich dieser Mann auf die Reise in die Westukraine, er fand auch die Kirche, er sah den lockeren Stein, hob ihn ab und fand einen Zettel, auf dem stand: „Wenn du glücklich sein und deinen Schatz finden willst, dann geh nach Wien, in eine gewisse Straße (der Mann erstarrte: das war ja seine Straße) mit einer gewissen Hausnummer (es war ja seine Hausnummer), dort wirst du im Keller in einem vergessenen Raum einen großen Schatz finden“. Der Mann kehrte zurück nach Wien in sein Haus, rannte in den Keller, öffnete den Raum und da lag er, der große Schatz.

Suche in Ferne und Nähe

Müssen wir nicht oft weit weg gehen und dort suchen, um das Gesuchte dann doch ganz in der Nähe zu finden, ja vielleicht sogar im eigenen Inneren? Diese Erfahrung der Fremde zu machen ist gut, denn sie ermöglicht uns die

Freude des Heimkehrens. Wir spüren es, wenn wir von einer Reise heimkommen und unser Haus vor uns erscheint: Hier sind wir zuhause, und da sind wir glücklich.

Wie viele Glücksmomente werden uns jeden Tag geschenkt! Wie schön ist es, den Vögeln zuzusehen, wie sie jetzt im Winter vor unserer Verandatüre herumflattern und sich Futter holen! Wie sie umherturnen und die reinsten Tänze aufzuführen. Wenn im Frühjahr die erste Blume sich öffnet, wenn die Bäume zu blühen beginnen, wenn unser Bach rauscht und die Natur zu neuem Leben erwacht. Dann der Sommer mit seiner Fülle, der Herbst mit seinen Farben, die jeden Maler neidisch werden lassen und dann die Ruhe des Winters. „Wachse, da, wo du gesät wurdest!“

Glück im Zuhause

Dann das Glück der Geborgenheit, welches das Haus selbst uns schenkt! Beschützende und bergende Mauern, das Dach, auf das der Regen prasselt und das uns trocken hält. Gewölbe und Rundbögen erinnern an alte Zeiten und der Holzboden schenkt Wärme. Schön, einfach nur mit offenen Augen durch das Haus zu gehen und sich zu freuen. Ikonen an den Wänden erinnern an Gott, in dessen Hand alles Gute seinen Ursprung hat. „Wohin du auch schaust, immer und überall siehst du das Antlitz Gottes!“ So sagt es uns der Koran.

Einfach zu Hause bleiben! Im Winter den Ofen anheizen, das Feuer betrachten und fühlen, wie es Wärme an uns weitergibt! In der Stille beginnt das Feuer zu sprechen, es erzählt von seiner Aufgabe, Holz in Wärme zu verwandeln, indem es seine Form transformiert. Unsere Böden berichten von jener Zeit, als sie noch Eichenbäume waren und Wind und Wetter um sie tobten. Die Wände waren einst Steine, Erde und Mineralien und das Eisen der Geländer und Beschläge ruhte einst tief im Boden der Erde. „Wie aus der Erde gewachsen!“ So sagte einmal eine Freundin, als sie unser Haus zum ersten Mal sah. Es ist Zeichen und Gleichnis des Werdens, des Vergehens und



Georg Spindler ist ehrenamtlicher Diakon und lebt im Berchtesgadener Land



erneuten Werdens, zugleich aber auch Hinweis auf ewige Geborgenheit.

Glück im Garten

In der Bibel wie im Koran ist der Garten Sinnbild eines verlorenen Paradieses, das uns aber nicht ganz genommen wurde. Das Buch Genesis erzählt von der Vertreibung des Menschen aus dem Garten Eden, hatte er doch vom „Baum der Erkenntnis“ gegessen und damit das Paradies verloren. Jeder Garten aber ist ein Verweis darauf, dass es tief unten immer noch da ist und wartet, von uns entdeckt und wieder gefunden zu werden. Darum heißt es auch im Koran in der 47. Sure: „Diejenigen, die an Gott glauben und Gutes tun, werden in Gärten eingehen, in denen Bäche fließen.“ Das Paradies ist nicht für immer verloren, es kann sich uns neu öffnen, wenn wir den Zugang zur Quelle allen Glücks wieder finden. Im Garten zu liegen und darüber nachzudenken, ist allein schon so etwas wie ein Schauen ins Paradies.

Glück miteinander

Und all das wäre nichts, wenn es nur „mein Haus und mein Garten“ wäre und nicht „unser Haus und unser Garten“. Bevor wir mit dem Bau begannen, fassten meine Frau und ich den Beschluss, ein offenes Haus zu bauen, in dem viele Menschen Geborgenheit und Annahme finden können. Ich bin auch hin und wieder ganz gerne einmal allein, aber Welch ein Glück ist es, wenn ich das Umdrehen des Schlüssels höre, wenn die Tür aufgeht und meine Frau wieder da ist. Dann bin ich glücklich...

Foto vom Autor



Schlüssel zum Glück

VON BARBARA SPINDLER

ES WAR EIN STÜRMISCHER TAG und ich fuhr auf der Autobahn und hatte Mühe, gegen die Windböen die Spur zu halten. Es war kalt und nass, und ich war froh, die Wärme der Heizung zu spüren. Und da plötzlich formulierte sich in mir: „Danke, dass ich im warmen Auto sitze, und dass es mich sicher nach Hause bringt.“ Dieser Dank an sich war nichts Außergewöhnliches. Ich habe es mir schon vor langer Zeit angewöhnt, auch für die kleinen Dinge im Alltag zu danken. Doch dann kam ganz plötzlich eine Erkenntnis: Um zu danken, brauche ich ein Gegenüber. Jemanden, dem ich etwas verdanke.

Alles ist machbar

In unserer modernen und aufgeklärten Welt leben wir sehr im Tun und Selbermachen. Wenn ich nur will und mich genügend anstrengende, dann bringe ich es zu etwas. Und wenn ich viel erreicht habe, dann werde ich glücklich sein.

Und doch ist es so, dass alles Wissen und alles Haben uns nicht glücklich machen. Wir gehen zu sehr davon aus, dass der Mensch sich alles selber schaffen kann. Dass es im Hintergrund eine Macht gibt, ohne die alles nichts wäre, das ist uns oft nicht mehr bewusst. Manchmal ahnen wir es, wenn wir in der Natur ein Wunder erleben, das nicht von Menschenhand geschaffen wurde. Wenn es Phänomene gibt, die von der

Wissenschaft nicht erklärt werden können. Und dann ist vielleicht der Zeitpunkt gekommen, um danke zu sagen für alles Wunderbare, von Gott Geschaffene.

Gott schenkt

Nicht nur materielle Dinge werden für uns geschaffen und uns geschenkt. Gott hat uns in der Hand und führt uns durchs Leben. Er schickt uns Begegnungen, Situationen und Möglichkeiten. Und wenn wir Augen und Herz offenhalten, dann können wir sie ergreifen und nutzen.

Wenn ich mein Leben, und alles, was dazu gehört, als Geschenk sehe, dann muss ich einfach immer wieder danken. Und dieses Danken richtet sich an ein Gegenüber; für manche ans Universum, für mich an Gott.

Und im Moment des tief empfundenen Dankes verspüre ich Glück.

Der rehabilitierte Ketzer

Vor 460 Jahren geboren: Galileo Galilei

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

ER WAR EIN MANN, DER durch seine unkonventionelle Denkart mit naturwissenschaftlichen Thesen die mächtige Kirche herausforderte – und sich ihr beugen musste, um sein Leben zu retten: Galileo Galilei.*

Als in Pisa am 15. Februar 1564 ein neuer Erdenbürger das Licht der Welt erblickte, ahnte wohl keiner, dass 460 Jahre später immer noch Kinder in der Schule das Werk „Leben des Galilei“ lesen würden, mit dem Bertold Brecht dem Mathematiker, Physiker, Naturwissenschaftler und Astronomen, kurz: Universalgelehrten ein Denkmal setzte. Galileo Galilei war der Mann, dem die Nachwelt die berühmten Worte in den Mund legte: „Und sie bewegt sich doch!“ Nämlich die Erde um sich selbst und die Sonne – eine These, die ihn beinahe auf den Scheiterhaufen gebracht hätte.

Geboren in eine verarmte Florentiner Patrizierfamilie, war Galileo Klosterschüler, der fast Mönch geworden wäre, wenn ihn sein Vater nicht zum Studium der Medizin nach Pisa beordert hätte. Nach vier Jahren jedoch sattelte der Student um auf Mathematik. Er finanzierte sein Leben mit Privatunterricht und Vorträgen, denn zu jener Zeit waren die gebildeten Kreise begierig auf Experimente.

Vermessung der Hölle

Galilei machte Versuchsreihen zur Mechanik, Hydraulik, zu Pendelbewegungen und Schwerkraft. Und er gab die Architektur-Maße der von Dante beschriebenen Hölle heraus (1588).

Er wurde Hochschullehrer in Pisa, machte sich dort unbeliebt mit seiner Kritik am aristotelischen Weltbild und war dann 18 Jahre lang Professor für Mathematik im freigeistigen Padua. Er stand im Schriftdialog mit Mönchen, die sich ebenfalls als

Gelehrte betätigten, und mit seinem Zeitgenossen Johannes Kepler. Er erfand, baute und verkaufte Geräte, etwa ein Thermometer oder einen Proportionszirkel, der eine verbesserte Version des Rechenschiebers war, wofür er sogar eigene Mechaniker beschäftigte. Mit Kepler favorisierte er schon das von Kopernikus entworfene heliozentrische Weltbild, obwohl allgemein das geozentrische (ptolemäische) Weltbild als richtig behauptet wurde, wie es Aristoteles gelehrt hatte – und die Kirche zu glauben befahl.

Als Galilei von dem ersten Fernrohr des Holländers Jan Lipperhey erfuhr, baute er es nach, lernte das Linsenschleifen und vergrößerte so dessen Reichweite auf das 33-fache, was der Himmelsbetrachtung und Astronomie gehörigen Auftrieb brachte; konnte man sich doch zuvor nur mit den eigenen Augen behelfen. Weil nicht alle von ihm vertriebenen Fernrohre die gleiche Auflösung hatten und manche Besitzer die von ihm kundgetanen Entdeckungen wie

die Jupitermonde nicht nachvollziehen konnten, wurden ihm auch Täuschungsabsichten unterstellt.

Als ihn 1610 einer seiner Schüler, der Großherzog der Toscana, Cosimo II. de' Medici, zum Hofmathematiker ohne Lehrverpflichtung in Florenz ernannte, hatte Galileo freie Hand für seine Forschungen.

Als er 1611 in Rom seine Entdeckungen vorstellte, wurde er hoch geehrt, hatte auch eine Audienz bei Papst Paul V. Er diskutierte mit Geistlichen seine Erkenntnisse. Als er immer mehr zu der Auffassung kam – wenn auch z. T. aufgrund falscher Annahmen –, dass sich die Erde um sich selbst und die Sonne dreht (Heliozentrismus), ging er damit zunächst nicht hausieren. Doch gegensätzliche Dispute am Florentiner Hof verleiteten Galileo Galilei in einem Brief zur Aussage, dass die astronomischen Angaben der Bibel nicht wörtlich zu nehmen seien und die Forschung frei sein solle von der Kirchendoktrin. Jemand verpetzte ihn bei der hl. Inquisition, was zunächst noch keine Folgen hatte.

Als 1615 der Geistliche Foscarini versuchte, das kopernikanische Weltbild als dem biblischen nicht widersprechend zu vermitteln, setzte die Inquisition dessen Buch auf den Index. Galilei wurde nahegelegt, das



Bild: Porträt von Galileo Galilei, von Justus Sustermans (1597–1681) Aus Wikimedia Commons

* Verwendete Quelle: Wikipedia



kopernikanische Weltbild nur als Hypothese zu betrachten, nicht als Tatsache.

1623 wurde ein alter Förderer, Maffeo Barberini, als Papst Urban VIII. auf den Stuhl Petri gesetzt. Ein Jahr später besuchte ihn Galileo für sechs Audienzen und wurde vom Papst ermutigt, über das kopernikanische System zu publizieren. Galilei war schon nicht mehr so ganz gesund, er konnte die damaligen Kometenerscheinungen nicht selbst beobachten und verfasste, um das kopernikanische Weltbild zu rechtfertigen, eine Polemik gegen die Kometentheorien anderer Wissenschaftler wie Tycho Brahe.

Seine Fachzeitschrift wurde anonym der Inquisition zugespielt, da sie angeblich gegen das Eucharistieverständnis des tridentinischen Konzils verstieß. Da auch innerhalb der Kirche heiß diskutiert wurde, beließ man es bei einer Ermahnung, er möge vom „Irrtum des Glaubens“ Abstand nehmen.

Mit dem Papst verscherzt

Das Genick brach dem 68-jährigen 1632 sein nach vielen Krankheits-Unterbrechungen fertiggestellter *Dialogo* über das ptolemäische und kopernikanische Weltbild, in dem er sich den Schnitzer erlaubte, sich über eine päpstliche Ansicht lustig zu machen. Außerdem glaubte er, der Inquisitionsbehörde ein Schnippchen

zu schlagen, indem er trickreich die Schlussrede mit einem Lob des ptolemäischen Weltbildes durch einen Herrn Simplicio (am ehesten übersetzt mit „Einfaltspinsel“) genannten Dogmatiker beschloss. Doch nun wurde er vor die Inquisition berufen, die keinen Spaß mehr verstand.

Er zögerte seine Anwesenheit hinaus, bis am 22. Juni 1633 der Prozess stattfand, der darüber entschied, ob Galilei auf dem Scheiterhaufen verbrannt würde. Er beteuerte demütig,

...stets geglaubt zu haben, gegenwärtig zu glauben und in Zukunft mit Gottes Hilfe glauben zu wollen alles das, was die katholische und apostolische Kirche für wahr hält, predigt und lehret.

So erhielt er lediglich Kerkerhaft, die bereits am nächsten Tag in Hausarrest umgewandelt wurde. Das Urteil gegen ihn unterschrieben auch nicht alle Beteiligten der Kurie.

Galileo Galilei forschte im Hausarrest weiter, darf aber auch eigen-sinnig genannt werden. Er verteidigte auf Biegen und Brechen seine Kreisbahnen, obwohl die elliptischen Bahnen des Kopernikus wesentlich genauere Vorhersagen zu Kometenbewegungen zuließen. Seine Buße, für drei Jahre auferlegte wöchentlich zu betende Bußsalmen, übernahm seine Tochter, eine Nonne. Dass er seinen

Kredit bei der Kirche gründlich ver-spielt hatte, zeigt die Tatsache, dass die Inquisition, als er um Behandlung eines Leistenbruchs ersuchte, ihm den Kerker androhte, sollte er nochmal nachfragen.

Er war schließlich auf einem, dann auf beiden Augen blind wegen Entzündungen, Überanstrengung, grauem und grünem Star. Sein Schicksal war es gewesen, gegen die engstirnige klerikale Auffassung nicht anzukommen und erst mehrere Jahrhunderte später rehabilitiert zu werden. Wollte er als gläubiger Katholik Gottes Werke durch Experiment und Logik klären, stand ihm Papst Urban VIII. mit der Meinung im Weg, die Naturerscheinungen Gottes entzögen sich dem beschränkten menschlichen Verstand.

Was also einst wie Hybris anmutete, war in Wirklichkeit das gescheiterte Bemühen, die Kirche vor einem Irrtum zu bewahren. 1992 jedenfalls gab Papst Johannes Paul II. – nach 13-jähriger Aufarbeitung – zu, dass die Verurteilung Galileo Galileis ein Fehler gewesen sei. Der Mitbegründer der modernen Naturwissenschaftsmethoden, der sich um ein umfassendes Verständnis der Werke Gottes bemühte, indem er radikal althergebrachte Glaubenssätze infrage stellte, starb 1642 (nach dem gregorianischen Kalender) in der Nähe von Florenz im Hausarrest mit fast 78 Jahren. ■



Vor 150 Jahren

Die 1. Synode in Bonn stellt die Weichen

VON CHRISTIAN WEBER

Die Beschlüsse und ihre Weiterverbreitung

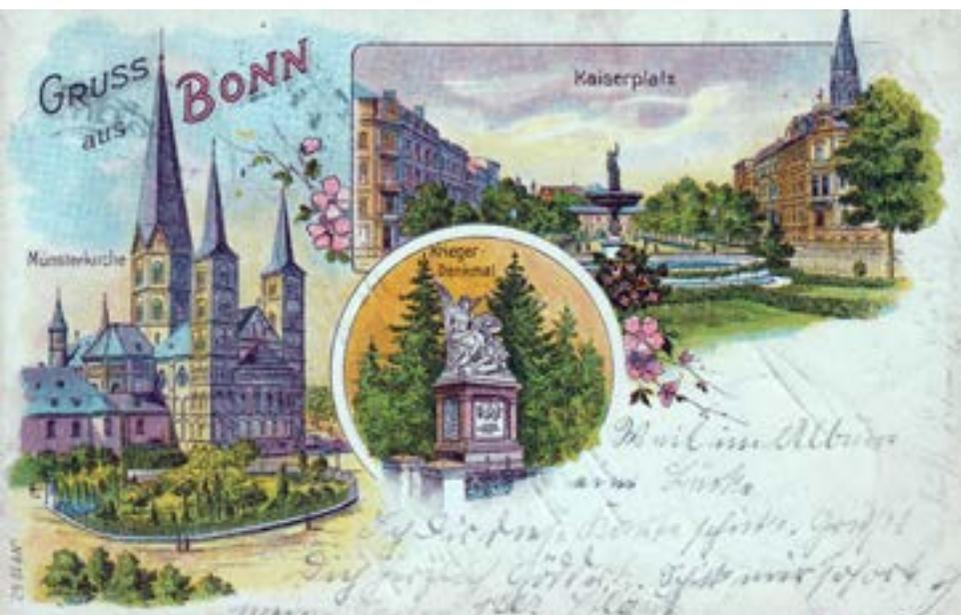
NEBEN DEM BISCHOF HATTEN SICH AM ERSTEN Synodentag 1874 29 Geistliche und 59 Laien im Musiksaal der Königlichen Universität zu Bonn versammelt. Da die Bayerische Staatsregierung bis dahin den gewählten Bischof Dr. Joseph Hubert Reinkens nicht anerkannt hatte, mussten die Alt-Katholiken von dort einen Vorbehalt hinsichtlich der synodalen Beschlüsse formulieren.

Die Eingangsworte des Bischofs zielten auf das Wesen der Kirche: Sie „ist nichts anderes als die Verwirklichung

oder die Erscheinung des Geistes Gottes in der Menschheit.“ Die Inanspruchnahme des Heiligen Geistes durch die römischen Katholiken allein für die Geistlichkeit wurde von den Alt-Katholiken abgelehnt, zumal es zunehmend Brauch wurde, diesen sogar nur den Bischöfen zuzugestehen. Die ganze Fülle der Gnaden, Gaben und Machterweisungen des Heiligen Geistes sind nach alt-katholischer Auffassung nur in der Gesamtheit aller vorhanden.

Man beriet nun über solche Themen wie „Ohrenbeichte“ sowie „Fasten und Abstinenz“ und einigte sich. Weiter ging es um einen eigenen Katechismus und die Einführung der Volkssprache bei allen Gottesdiensten. Die Zölibatsordnung zu ändern wurde vorerst aufgeschoben.

Der Ablauf der Synode erfolgte, wenn man dem Protokoll Glauben schenkt, unter sehr pragmatischen Aspekten. Die Vorlage einer *Synodal- und Gemeinde-Ordnung* wurde unter dem Vorbehalt der durch die Zeitumstände verursachten Unklarheiten vorläufig anerkannt. Ihr zufolge steht dem von der Synode gewählten Bischof eine ebenfalls von der Synode gewählte *Synodal-Repräsentanz* zur Seite. Diese soll aus 4 Geistlichen und 5 Laien bestehen. Es wird



Bonn, die beschauliche Stadt am Rhein, ist bis heute das Zentrum des alt-katholischen Bistums in Deutschland

schon eine jährliche Teil-Rotation der Mitglieder eingeführt. Synoden haben jährlich vorzugsweise in der Pfingstwoche stattzufinden.

Das Wahlverfahren ist unkompliziert, sehr transparent und vollkommen demokratisch, ebenso die Beratungen und Beschlussfassungen. Das Gleiche gilt für den Aufbau, die Struktur und die Leitung der Gemeinden. Es sollen Gemeindeversammlungen so oft wie notwendig stattfinden, jedoch mindestens einmal jährlich. Allerdings sind hier zeitbedingt Frauen noch ausgeschlossen. Die Pfarrer müssen allen geistlichen und staatlichen Erfordernissen entsprechen, sonst können sie nicht eingesetzt werden. Sie werden von der Gemeinde gewählt und vom Bischof bestätigt und eingesetzt. Bisher in der katholischen Kirche übliche Gebühren werden abgeschafft. Auch eine Ordnung der Bischofswahl wurde verabschiedet.

Enorm wichtig – und das kennt jeder, der mal in einem Parlament tätig war – ist eine Geschäftsordnung. Ohne solche Regelungen gäbe es immer wieder Streitereien und Blockaden. Das synodale System soll garantieren, dass es innerkirchlich nicht zu Reformstaus kommt, und dass die Kirche immer in etwa auf Höhe der Zeit und seiner jeweiligen Problemlagen ist. So wird ganz praktisch auf den bisherigen Bußzwang verzichtet und die bisherige Praxis von Belehrungen und Ablässen eingestellt. Man war sich darüber einig, dass eine Lossprechung ohne Reue wertlos ist. Damit entfallen aber nicht die Möglichkeiten der Buße. Es wurde nun nur Wert auf Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit und persönliche Verantwortung gelegt. Die Bestimmungen über das Fasten und der Abstinenz wurden erheblich gelockert. Ein wichtiges Problem, das der strikten Regeln hinsichtlich der religiösen Kindererziehung, die damals bei als „Mischehen“ bezeichneten Verbindungen zwischen konfessionsverschiedenen Brautleuten galten, wurde aus der Welt geschafft.

Schon zwei Wochen später hielt z. B. Prof. Dr. Theodor Weber von der Universität Breslau, der selbst an der Synode teilgenommen hatte, einen Vortrag, der auch in

Druck ging. Er sprach u. a. davon, dass die erste alt-katholische Synode „das gerade Gegenbild von dem vatikanischen Concil“ war. Die dortige Intransparenz, die von oben diktierten Arbeitsweisen und Themensetzungen machten einen enormen Unterschied. Selbst der Kreis der Bischöfe sei nicht eingeweiht gewesen, geschweige denn hätten diese dem eigenen Gewissen folgen können. Welch ein himmelweiter Unterschied zur altkatholischen Synode!

Der Professor ließ noch einmal die unwürdigen Umstände und Abläufe des Vatikanischen Konzils plastisch werden. Er erklärte die historischen Herleitungen für den Alt-Katholizismus und kennzeichnete damit die Wiederherstellung katholischer Traditionen, die gefälscht oder gar abgeschafft worden waren. Er ging

ausführlich auf die Missbräuche des Bußsakraments ein und legte die neue Position der Alt-Katholiken dar. „Reinigung der Lehre Jesu Christi und der Apostel von allen menschlichen Zutaten und Befreiung der Gläubigen von allem unchristlichen Zwange [...] – dieses sind die beiden großen Gesichtspunkte, welche die diesjährige Synode bei ihren Beratungen und Beschlüssen im Auge hatte [...]“

Ein wichtiger Vorteil der noch jungen Kirche war ihre damalige Mitgliederstruktur: sehr viele Akademiker (deren Anteil an der Gesamtbevölkerung 1874 sehr viel geringer als heute war), dazu noch Menschen, die hervorragend öffentliche Vorträge vor einem größeren Publikum halten konnten. Intern ärgerte sich sogar die Geistlichkeit der römischen Kirche darüber. Selbst ihre geschulten Jesuiten und Theologen konnten da nicht mithalten. Die Presse war in dieser Zeit auch nicht gerade romfreundlich, denn sie wurde von zumeist liberalen bis deutschkonservativen bürgerlichen Verlegern beherrscht. Andere Möglichkeiten

Die Synode fand im Musiksaal der Königlichen Universität statt





gab es eigentlich nicht. Der Bismarck'sche „Kanzelparagraf“ verbot auch politische Polemik gegen andere Konfessionen. Da drohten sofort heftige Strafen, die zumindest in Preußen bis zu Festungshaft führen konnten.

Die Synode in der Presse

Kommen wir nun zur Darstellung in den Tageszeitungen 1874. Ich habe mir drei Zeitungen unter die Lupe genommen, die heute nur noch digital oder auf Mikrofilm zugänglich sind: eine lokale, eine renommierte liberale aus der Reichshauptstadt und die ultramontane Zeitung für Deutschland.

Beginnen wir mit der *Bonner Zeitung*. Da man ja vor Ort des Geschehens präsent war, wurde täglich vom Fortgang der Synode berichtet. Der Ton war sachlich und freundlich gehalten, dann wurde offene Sympathie deutlich. Bei der alt-katholischen Synode gab es nach dem ersten arbeitsreichen Tag am Abend „eine gesellige Zusammenkunft“ der Teilnehmer und einiger nichtdelegierter Alt-Katholiken aus Bonn. „Es herrschte eine gehobene Stimmung unter den Anwesenden, welche aus allen Teilen Deutschlands, namentlich aus dem badischen Lande die erfreulichsten Nachrichten über den Fortgang der altkatholischen Bewegung brachten.“ Neben mehreren ergreifenden Reden, auch vom Bischof, gab es passende Gesänge des altkatholischen Kirchen-Gesangsvereins. Alle waren in einer euphorischen Stimmung. Immer wieder brandete Beifall auf, wurden Hochrufe laut und auch der Humor kam nicht zu kurz. „Erst zu später Stunde trennte man sich.“ Ignaz von Döllinger konnte wegen seines hohen Alters und zahlreicher Belastungen nicht persönlich nach Bonn kommen und ließ deshalb ein Grußwort verlesen.

Über die gefassten synodalen Beschlüsse wurde jeweils ausführlich und detailliert berichtet.

Nun zur *Königlich privilegierten Berlinischen Zeitung*, von allen fast immer nur als *Vossische Zeitung* bezeichnet. Einer ersten Kurzmeldung über die Eröffnung der Synode folgten weitere Beiträge, die auf Zusammenfassung von Berichten der *Bonner Zeitung* beruhten. In der Beilage der Sonntagsausgabe erschien ein ausführlicher, mit vielen historischen Belegen gestützter, zudem sehr kritischer Bericht „Über die Infallibilität des Papstes“. Als evangelisch ausgerichtete Zeitung unterstützte man ausdrücklich die Haltung der Alt-Katholiken. Vielleicht hatte ja die 1. Synode der Alt-Katholiken den Anstoß zu diesem Beitrag genau zu dieser Zeit gegeben?

Zum Schluss die *Germania, Zeitung für das deutsche Volk*, die von der *Zentrumspartei* herausgegeben wurde. Unter der Rubrik „Zur protestantischen Bewegung“ wurde kurz mit Bezug auf *Wolffs Telegraph. Bureau* in Breslau eine kurze Mitteilung über die altkatholische (natürlich hier im Original in „Gänsefüßchen“) Synode gebracht. Man wird später den Alt-Katholiken vorwerfen, sie hätten sich den omnipotenten Staat zum neuen Götzen gewählt. Bittergallig reagierte man auf die beschlossene Synodal- und Gemeindeordnung. Ausführlich wurden die Rede Reinke's über den Heiligen Geist und die Kirche und weitere Dokumente nach der *Bonner Zeitung* abgedruckt. Immerhin. Aber durch Texteinlassungen gab man bissige Kommentare an seine wohl zumeist männlichen Leser weiter, um die Aussagen als versteckten Protestantismus zu brandmarken. Und was konnte damals für Katholiken schlimmer sein als das... ■



Die reinste Form des Wahnsinns ist es, immer wieder das Gleiche zu tun und dabei andere Ergebnisse zu erwarten.

Albert Einstein

Der unvollendete Aufbruch

VON THEO PINDL

VOR 61 JAHREN, AM 11. OKTOBER 1962, eröffnete Papst Johannes XXIII. das II. Vatikanische Konzil. Den Schatten des Vorgängerkonzils konnte die römisch-katholische Kirche bis heute nicht abschütteln. Ohne mutigen Aufbruch jedoch verspielt sie ihre Katholizität.

Die Ankündigung des Konzils durch Johannes XXIII. im Januar 1959 kam völlig unerwartet, jedoch traf sie die Kirche nicht unvorbereitet. Vieles war in den Jahrzehnten zuvor gewachsen und wartete auf eine Bestätigung. Die Konzilsväter und (wenige) -mütter konnten aus

der liturgischen, biblischen und ökumenischen Bewegung der vorkonziliaren Zeit schöpfen. Gegenüber einer „Schulbuchtheologie“ (Karl Rahner), die den Modernismus als „Zusammenfassung aller Irrlehren“ verdammt und sich in einer ungeschichtlichen Theologie der „traditionellen Wahrheit“ verschanzte, bestand der neue Ansatz darin, die Geschichte und das geschichtliche Werden ernst zu nehmen und zuzugeben, dass sich das Glaubens- und Bibelverständnis im Lauf der Jahrhunderte geändert hatte. Folglich versuchte man, zu den Quellen zurückzukehren, das heißt,

zu sehen und zu verstehen, wie die Kirchenväter und die Theologen des Mittelalters den Glauben ausgelegt hatten. Das war das Anliegen der von ihren Gegnern so genannten *Nouvelle théologie* in Frankreich, die in Wirklichkeit eine Rückkehr zu einer viel älteren Theologie war.

Aggiornamento

Es gehört zu den großen Erkenntnissen und Ergebnissen des Konzils, ein Bewusstsein dafür geweckt zu haben, dass in der Kirche nicht alles unabänderlich sein muss, dass es in einer sich rasch verändernden Welt Veränderungen und Anpassungen, ein *aggiornamento*, geben kann und muss. Als Historiker wusste der Roncalli-Papst um die Erfahrung: Wer bewahren will, muss erneuern. Wer nur bewahren will, versteinert, „petrifiziert“. Die Kirche ist nicht zur Unbeweglichkeit verurteilt. „Nichts erfordert so viel Treue wie beständiger Wandel“, wie dies Johann Baptist

Dr. Theo Pindl ist christkatholischer Pfarrer der Kirchengemeinde Baden-Brugg-Wettingen (Schweiz)

Metz zehn Jahre später im Eröffnungstext „Unsere Hoffnung“ der „Würzburger Synode“ (1971-1975) auf den Punkt gebracht hat. Auch die Schweizer „Synode ‘72“ (1972-1975) war von einer Aufbruchsstimmung geprägt, die weit über die Grenzen der römisch-katholischen Kirche hinausging.

Abgebremster Aufbruch

Wenn man die Konzilsankündigung von Johannes XXIII. im Hinblick auf die vorangehende Zeit anschaut, merkt man, wie revolutionär sein Schritt war. Denn er distanzierte sich damit von der Meinung, nach dem I. Vatikanischen Konzil brauche es kein Konzil mehr, da der Papst alle anstehenden Fragen in eigener Vollmacht regeln könne. Dem Konzil gelang jedoch nur zum Teil, sich vom 19. Jahrhundert als unüberbietbarem Fixpunkt des kirchlichen Lebens abzugrenzen, auch weil sich eine kurial dominierte Minorität immer wieder in den Vordergrund spielte.

Die Interventionen Pauls VI., der dem 1963 verstorbenen Johannes XXIII. folgte, kamen fast ausschließlich der Konzilsminderheit bzw. den Prärogativen von Papst und Kurie zugute. Das betraf nicht nur die „Erläuternde Vorbemerkung“ zum dritten Kapitel der Kirchenkonstitution *Lumen gentium*. Auch das *Dekret über den Ökumenismus* musste Änderungen über sich ergehen lassen. Schließlich wurden die Fragen um die Geburtenregelung aus der Konzilsdebatte ausgegliedert und unter die päpstliche Entscheidung gestellt. Heraus kam die als „Pillen-Enzyklika“ bekannte Enzyklika *Humanae Vitae* von 1968, die den Aufbruch entscheidend abbremste. Sie setzte die im Konzil hoch gehaltene persönliche Gewissensfreiheit wieder unter die Kuratel der Kontrolleure der Gnade. Zweifelsohne steht heute *Humanae Vitae* als Symbol dafür, dass der Sonderweg des I. Vaticanums sich wie ein unterirdischer Mahlstrom fortsetzte, der bei Entscheidungen immer wieder an die Oberfläche kam und sich in Kernfragen auch durchsetzte.

Kirche als Dialog

Das Wort „Dialog“ spielte in den Konzilstexten eine wichtige Rolle. Dies nicht zuletzt auch im Hinblick

auf eine Kernaussage über die Kirche: Kirche ist von ihrem Wesen her Beziehung, und entsprechend ist sie dialogisch angelegt. Das führte zu der wohl spektakulärsten Neuerung des Konzils: Das Heil in Jesus Christus ist für alle Menschen erschienen. Das Konzil hat deshalb in vielen Aussagen nicht nur Katholikinnen und Katho-

Hochachtung, Ehrfurcht und Eintracht pflegen, um ein immer fruchtbareres Gespräch zwischen allen in Gang zu bringen, die das eine Volk Gottes bilden, Geistliche und Laien. Stärker ist, was die Gläubigen eint als was sie trennt. Es gelte im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem die Liebe.“ (*Gaudium et Spes* 92)



liken oder „Christgläubige“, sondern alle Menschen im Blick. „Der Sohn Gottes hat sich in seiner Menschwerdung in gewisser Weise mit jedem Menschen vereinigt“ (*Gaudium et Spes* 22). Noch nie zuvor war der allgemeine Heilswille Gottes, der keinen Menschen ausschließt, so sehr zum tragenden Grundgedanken kirchlicher Aussagen geworden wie im II. Vaticanum, und es ist nicht von ungefähr, dass sich der Widerstand gegen das Konzil in erster Linie gegen diesen allgemeinen Heilswillen Gottes gerichtet hat – spektakulär im nachkonziliaren Schisma Erzbischof Lefebvres und bis heute verkappt oder offen hinter dem Widerstand gegen eine ökumenische Öffnung.

Umkehrkonzil

Der Dialog mit der Welt hat zudem Konsequenzen für das innerkirchliche Leben. Will die Kirche glaubwürdig sein, muss der von ihr geforderte Dialog auch im Binnenraum der Kirche selbst verwirklicht werden: „Das aber verlangt von uns, dass wir vor allem in der Kirche selbst, bei Anerkennung aller rechtmäßigen Verschiedenheit, gegenseitige

Gut gesprochen. Allerdings ist die römisch-katholische Kirche von diesem ur-katholischen (Selbst) Anspruch trotz der vielversprechenden Impulse des II. Vaticanums weit entfernt. Wenn „im Zweifel Freiheit“ gelten würde, dann sollte es regionale Unterschiede im Nicht-Grundsätzlichen des Glaubens geben dürfen, entlang einer „Hierarchie der Wahrheiten“, die Wichtiges von weniger Wichtigem unterscheidet. Da jedoch das Nicht-Notwendige, d. h. das geschichtlich Entstandene wie zum Beispiel das Zölibatsgesetz, nach wie vor als „notwendig für die Einheit“ angesehen wird, verschieben sich auch die Prioritäten in Sachen Liebe. Denn von Liebe kann wohl kaum gesprochen werden, wenn die Anliegen und Nöte der Menschen, und auf struktureller Ebene die Anliegen und Nöte der Ortskirchen, zugunsten einer Einheits-Doktrin ignoriert oder nivelliert werden.

Kulturwandel

In der Analyse besteht seit Jahren Übereinstimmung, ausgesprochen oder hinter vorgehaltener Hand: undialogische, autoritär-affine

Foto: Papst Johannes XXIII. Von tcatmon.com



Strukturen begünstigen Haltungen der Abschottung, des Machtmissbrauchs, der Willkür. Der sexuelle Missbrauch konnte sich nicht zuletzt auch deswegen so ausbreiten, weil eine klerikal-männerbündische Verfassung diese Verbrechen gedeckt, vertuscht und immer neu Voraussetzungen für ihre Fortsetzungen geschaffen hat. So entstand eine Dunkelkammer des Verdängten und Verborgenen.

Eine Kirche, der es ernst wäre mit den Menschenrechten in ihren eigenen Reihen, müsste endlich den Pflichtzölibat durch einen freiwilligen Zölibat ersetzen und sich strukturell von einer libidinös auf Sexualität fixierten *societas perfecta* zu einer bunt gemischten Vielfalt von Menschen jeglichen Geschlechts, zu einer *societas imperfecta*, bewegen. Eine Kirche, der es ernst wäre mit einer echten Synodalität, müsste der Urteilsfähigkeit und dem „Glaubensgespür“ der Gläubigen (dem *sensus fidelium*) etwas zutrauen, und echte Partizipation in synodalen Strukturen ermöglichen.

Schleifung der Bastionen

Der Sonderweg des römischen Katholizismus im 19. Jahrhundert – der Kirchenhistoriker Hubert Wolf spricht gar von der „Erfindung des Katholizismus im 19. Jahrhundert“ – prägt bis heute die römisch-katholische Sichtweise. Die Reformfähigkeit der römisch-katholischen Kirche wird sich wohl darin zeigen, inwiefern sie bereit und fähig ist, diesen Sonderweg zu verlassen, der sich zunehmend als Sackgasse erweist – paradoxerweise als Gegenentwurf zum Common Sense dessen, was bis zum I. Vatikanum unter „katholisch“ verstanden wurde. Der Kirchenvater Vinzenz von Lérins hat das im 5. Jahrhundert auf den bekannten Nenner gebracht: Katholisch ist, was überall, immer, von allen geglaubt worden ist (*Id teneamus, quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est*).

Wer hätte das gedacht zu Zeiten des II. Vatikanischen Konzils, als Mario von Galli, einer der prominentesten Konzilsberichterstatter damals, euphorisch ausrufen konnte: „Kirche,

wie bist du schön!“ Am Beginn des Konzils war tatsächlich eine Aufbruchsstimmung spürbar, so dass es sogar als „neues Pfingsten“ bezeichnet wurde. Ja, es gab eine Öffnung, es gab die Bewegung auf die Menschen zu, auf andere christliche Kirchen, auf das Judentum und den Islam und auf andere nichtchristliche Religionen, schließlich vor allem auf die „Welt“ mit ihren Werten und Problemen, in der die Kirche nicht nur lebt, sondern mit der sie sich auch solidarisch verbunden weiß. Sie versuchte das zu realisieren, was Hans Urs von Balthasar schon 1952 mit seiner Programmschrift „Schleifung der Bastionen“ gefordert hatte: die Kirche nicht mehr als „eine feste Burg“, sondern als ein nach allen Seiten hin offener Boulevard. So und erst so ist sie wirklich katholisch. ■

→ Der Autor kann unter [+41 79 554 89 36](tel:+41795548936) oder theo.pindl@christkatholisch.ch kontaktiert werden.

Berichtigung zum Artikel „Der getretene Friede“ in *Christen heute* 2023/12:

ICH WURDE AUFMERKSAM GEMACHT, DASS SICH IN meinem Artikel zum Krieg in Israel und Gaza in der Dezemberausgabe mehrere Ungenauigkeiten und Fehler befinden. Es tut mir leid, dass ich eine Quelle verwendet habe, die wohl nicht so journalistisch sorgfältig entstanden ist, wie es schien.

So hat Großbritannien nicht nur einfach Palästina im 1. Weltkrieg vom Osmanischen Reich erobert (das schon), aber es war der Völkerbund, der 1922 Großbritannien ein Mandat für ein Gebiet anvertraute, das das heute Israel und Palästina umfasste. Erst 1948 gab Großbritannien das Mandat zurück.

Die 1. Intifada begann bereits ein Jahr früher als ich geschrieben habe, nämlich 1987.

Bei der unteren der beiden abgebildeten Karten fehlt die (von mir eigentlich vorgesehene) Angabe, dass es sich um eine Darstellung der Situation nach dem Sechstagekrieg 1967 handelt. Die Halbinsel Sinai wurde bereits 1982 zurückgegeben. Das Westjordanland ist längst kein geschlossenes Gebiet mehr, sondern durch die vielen israelischen Siedlungen durchlöchert wie ein Schweizer Käse – s. die von *Amnesty International* veröffentlichte Karte. Das macht die Verwirklichung der sogenannten Zweistaatenlösung fast unmöglich.

Gerhard Ruisch
Chefredakteur





Ein Leser reagiert auf den Leserbrief von Theresa Hütter zum Beitrag „Katholizität in ostkirchlicher Sicht“ in *Christen heute* 2023/10:

IN IHREM LESERBRIEF ZU GEORG Spindlers Beitrag zur „Katholizität in ostkirchlicher Sicht“ geht Frau Hütter zunächst auf die von Spindler zitierte Aussage des russisch-orthodoxen Theologen Florovskij ein, dass die frühen christlichen Gemeinden „einzelne, seltene Inseln in einem Meer des Unglaubens und des Heidentums“ gewesen wären. Spindler sieht diese Aussage zwar allgemein positiv, aber bezeichnet sie zugleich auch distanzierend als „blumig“. Hütter unterstellt zunächst dem orthodoxen Theologen, damit gezielt das Volk Israel und das jüdische Volk zu meinen und wirft ihm (und indirekt auch Georg Spindler) Antijudaismus und Antisemitismus vor.

Florovskij will eigentlich die positive Bedeutung der christlichen Gemeinden („Inseln“) in der antiken Welt („Meer“) hervorheben, die griechisch-römisch („Heidentum“) geprägt war. Dass Florovskij hier gezielt das Judentum anspricht, das in der antiken Welt eine Minderheit darstellte und eben kein „Meer“, ist daher eine unzulässige Zuordnung. Damit werden leider auch zu unseren russisch-orthodoxen Geschwistern unnötige Fronen aufgebaut und zugleich Georg Spindler diffamiert, der sich seit Jahrzehnten in der Ökumene mit den Kirchen des Ostens verdient gemacht hat.

Und doch greift Theresa Hütter eine wichtige Problematik auf. Antijudaismus beginnt allerdings viel früher: schon im Neuen Testament bei den Evangelisten, z. B. wenn nachträglich Juden immer mehr beschuldigt werden, für den Tod Jesu verantwortlich zu sein, und Pilatus zugleich gegen die historischen Fakten entlastet wird. Die Juden als „Gottesmörder“ und „ungläubig“ zu bezeichnen, war Jahrhunderte lang Usus. Dass die christliche „Weltmission“ auch verbunden war mit Völkermord, Rassismus und der Vernichtung von Kulturen, ist eine Tatsache, die sich bis heute auswirkt.

Achtung vor der Religionsfreiheit aller Menschen (Achtung auch vor Atheisten!), Achtung vor allen Religionen, auch vor den angeblich primitiven indigenen, ist eine Herkulesaufgabe, der wir uns stellen müssen. Doch das hat alles mit der Aussage von Vasilijewic und von Georg Spindler nichts zu tun. Sie damit in einen negativen Zusammenhang zu bringen, ist diffamierend und muss klar zurückgewiesen werden.

Raimund Heidrich
Gemeinde Dortmund

Leserbrief von Theresa Hütter zum Leserbrief von Georg Spindler in *Christen heute* 12/2023:

In der November-Ausgabe von *Christen heute* hat Theresa Hütter auf einen Artikel „Katholizität in ostkirchlicher Sicht“ von Georg Spindler in der September-Nummer reagiert. In der Dezember-Ausgabe wiederum erschien eine Entgegnung des Autors, auf den nun Fr. Hütter antwortet. Wir beenden die Serie mit diesem Beitrag und bitten darum, solche Leserbrief-Diskussionen künftig zu vermeiden.

Die Redaktion

ES GIBT ANTISEMIT:INNEN UND Rassist:innen, also Menschen, die andere Menschen aufgrund ihrer Religion, ethnischen Zugehörigkeit und/oder ihrer Hautfarbe bewusst abwerten oder gar ihre Vernichtung fordern. Davon klar zu unterscheiden ist, dass wir alle in einer Gesellschaft leben, die über Jahrhunderte hinweg durch Antisemitismus und Rassismus geprägt ist. Deshalb finden sich bei uns allen davon Spuren in unserem Denken, auch ich entdecke sie bei mir. Diese unbewussten Denkmuster gilt es immer wieder sich bewusst zu machen und zu hinterfragen.

Besonders wichtig ist dies im christlichen Kontext, hat doch christlicher Antijudaismus viele säkulare antisemitische Stereotype mitgeprägt. Antijudaismus wird oft bei anderen Themen mittransportiert. So sollen Karfreitagsliturgien das Leiden und den Tod Jesu vergegenwärtigen, waren aber oft durchzogen von antijüdischen

Projektionen, die Pogrome ausgelöst haben.

Zur Klarstellung: Ich habe dem zitierten orthodoxen Theologen Georgj Vasilijewič Florovskij ein implizit antijüdisches Narrativ bescheinigt. Bei Georg Spindler habe ich die fehlende Einordnung des Zitats kritisiert. Zu dessen Einwand, dass das christliche Bekenntnis „immer als eine Zurücksetzung anderer Religionen verstanden werden [kann]“: Wird zwischen verschiedenen Glaubensüberzeugungen unterschieden oder wird der eigene Glaube so formuliert, dass dabei andere Menschen abgewertet werden? Ein guter Anhaltspunkt dafür ist, ob ich etwas so auch im direkten Gespräch mit jüdischen Menschen vertreten könnte.

So kann ich gut davon sprechen, dass Christ:innen Jesus als Messias ansehen. Anders ist dies bei den Ansichten von Florovskij: „In der Kirche betritt die Menschheit eine neue Ebene; sie fängt eine neue Art der Existenz an. Ein neues Leben wird möglich, ein wahres und vollständiges Leben.“ Diese Abwertung von allem, was nicht christlich ist, könnte ich gegenüber Jüdinnen*Juden nicht guten Gewissens vertreten. Jüdischen Menschen Falschheit und Unglauben zu unterstellen, sind zudem zwei antisemitische Stereotype, die durch die Zitate Florovskijs aufgerufen werden.

Zur Frage der ortskirchlichen Rezeption von Entscheidungen: Die Internationale Bischofskonferenz der Utrechter Union hat 1976 festgelegt, dass die Weihe von Frauen zu Diakoninnen, Priesterinnen und Bischöfinnen nicht möglich ist. Wenn nun ein gutes Jahrzehnt später in mehreren alt-katholischen Kirchen Diakoninnen geweiht werden und zwanzig Jahre danach Frauen zu allen geistlichen Ämtern zugelassen werden und die erste Priesterinnenweihe stattfindet, dann sind die zugrunde liegenden Synodenentscheidungen eindeutig eine Nichtrezeption dieser bischöflichen Entscheidung durch ganze Ortskirchen.

Theresa Hütter
Alt-Katholisches Seminar Bonn



10. Februar	Unterzeichnung der Vereinbarung zur Kirchengemeinschaft der indischen Mar-Thoma-Kirche mit den alt-katholischen Kirchen der Utrechter Union, Kerala (Indien)	26. März 19-20:30 Uhr ◀	Online-Vortrag des Alt-Katholischen Seminars zum Thema „Wahrnehmung und wahrgenommenwerden von Frauen in der alt-katholischen Kirche“
20. Februar 19-20:30 Uhr ◀	Online-Vortrag des Alt-Katholischen Seminars zum Thema „Gleichgesinntheit trotz Entfernung: Freundschaftliche Beziehungen zwischen armenischen Katholiken und Alt-Katholiken“	28. März – 1. April	Osterfreizeit der sächsischen Gemeinde Lückendorf
23. Februar	Chrisammesse, Namen-Jesu-Kirche, Bonn	10. April	Semester-Eröffnungsgottesdienst des Alt-Katholischen Seminars, Bonn
2. März ◀	Einführung von Ruth Tuschling als Pfarrerin der Gemeinde Saarbrücken	12.-13. April	Treffen des Internationalen Arbeitskreises Alt-Katholizismus-Forschung
27. Februar 19-20:30 Uhr ◀	Online-Vortrag des Alt-Katholischen Seminars zum Thema „Ist Gott (auch) queer?“	20. April	Dekanatstag des Dekanats NRW, Aachen
3. März 10.00 Uhr	Festgottesdienst zum 150-jährigen Jubiläum, Baden-Baden	25.-29. April	Dekanatsfahrt des Dekanats Nord nach Warschau (Polen)
5. März 19-20:30 Uhr ◀	Online-Vortrag des Alt-Katholischen Seminars zum Thema „Nazis, Geschiedene und konfessionsverschiedene Ehe. Die alt-katholischen Gemeinden Münster und Bielefeld im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit“	27. April	Dekanatsfrauentag des Dekanats Südwest, Mannheim
6.-7. März	Treffen der Internationalen Bischofskonferenz, Bonn	2.-5. Mai	Jugendfreizeit des Bundes der alt-katholischen Jugend: „Ring frei – Runde 13“, Heiligkreuzsteinach
9. März, 14.00 Uhr ◀	Einführung von Pfarrer Walter Jungbauer als Dekan des Dekanats Nord, St. Maria-Angelica-Kirche Hannover	29. Mai-2. Juni	103. Katholikentag, Erfurt
12. März 19-20:30 Uhr ◀	Online-Vortrag des Alt-Katholischen Seminars zum Thema „Mehr als nur Brot und Wein. Die Theologie des Herrenmahles in den christlichen Kirchen“	3.-7. Juni	Gesamtpastoralkonferenz Neustadt an der Weinstraße
16. März	Einführung von Jozef Köllner als Pfarrer der Gemeinde Konstanz	7.-9. Juni	Dekanatsstage Dekanat Südwest Altleiningen
19. März 19-20:30 Uhr ◀	Online-Vortrag des Alt-Katholischen Seminars zum Thema „Pastorale und sakramentale Überlegungen zur Frage der Segnung der Partnerschaft“	10.-11. Juni ◀	Treffen der Gesprächskommission Alt-Katholische Kirche / Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche
		17.-21. Juni	Treffen der Internationalen Bischofskonferenz, Prag
		22. Juni	Landessynode der Dekanate Südbaden und Südwest, Freiburg

Anmeldung zu den Online-Vorträgen unter infoak@uni-bonn.de

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◀ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Erscheinungsweise
monatlich

Redaktion
Gerhard Ruisch (verantwortlich)
Sommerberg 12 a, 79256 Buchenbach
E-Mail redaktion@christen-heute.de
Internet www.christen-heute.de

Termine
E-Mail termine@christen-heute.de

Vertrieb und Abonnement
Christen heute
Gregor-Mendel-Straße 28, 53115 Bonn
Telefon 02 28/23 22 85
E-Mail christen-heute.versand@alt-katholisch.de

Abonnement
Inland 25,50 € inkl. Versandkosten
Ausland 32,50 €

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung, Bonn.
Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Design, Satz und Bildbearbeitung
John L. Grantham

Fotomaterial
Alle Fotos von Flickr.com, Pixabay und
Wikimedia Commons werden soweit
nicht anders gekennzeichnet unter der
Creative Commons License (CCL) für nicht-
kommerzielle Zwecke eingesetzt.

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier
Deiningen
Web www.steinmeier.net
Die Druckerei arbeitet mit Öko-Farben und
Öko-Strom aus 100 % Wasserkraft.

ISSN
0930-5718

Nachrichtendienste
epd, KNA

**Redaktionsschluss
der nächsten Ausgaben**
2. Februar, 2. März, 2. April

Nächste Schwerpunkt-Themen
März
Der Tod Jesu
April
Kinder Abrahams
Mai
Atheismus

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe
nicht länger als 2.500 Zeichen mit
Leerzeichen sein sollten!
Die Redaktion behält sich Kürzungen vor.

Redaktioneller Hinweis
Christen heute ist ein Forum von Lesenden
für Lesende. Die in *Christen heute*
veröffentlichten Texte und Artikel sowie die
Briefe von Leser:innen geben deshalb nicht
unbedingt die Meinung der Redaktion oder
der alt-katholischen Kirche wieder.

**Bitte wenden Sie sich in allen Fragen
zum Abonnement an den Vertrieb,
nicht an die Redaktion!**

Nachrichtenlage ist, wie sie ist

DIE NEUE LEITERIN DES ZDF-Hauptstadtstudios, **Diana Zimmermann**, hat es als alarmierend bezeichnet, dass sich 30 Prozent der Bevölkerung nicht mehr mit Nachrichten beschäftigen wollten. In den Nachrichtensendungen bemühten sich die Redaktionen darum, wenigstens ein leichteres Stück pro Ausgabe anbieten zu können. „Aber die Nachrichtenlage ist nun einmal, wie sie ist.“ Klar sei aber auch, dass rein positiver Journalismus in Deutschland nicht funktioniere. Angesichts der unübersichtlichen Nachrichtenlage und der vielen Fake News in den sozialen Netzwerken werde täglich deutlich, wie wichtig die Aufgabe der öffentlich-rechtlichen Medien sei, gut recherchierte Informationen bereitzustellen. „Der Vorwurf ‚Staatsmedien‘ kann da nur von Leuten kommen, die nicht wissen, was das ist“, so Zimmermann.

Fast 60 Prozent Strom aus erneuerbarer Energie

DER ANTEIL ERNEUERBARER ENERGIEN an der Stromerzeugung in Deutschland lag im vergangenen Jahr bei fast 60 Prozent, wie das Freiburger *Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme* (ISE) mitteilte. Insgesamt trug Windenergie fast 140 Terawattstunden zur öffentlichen Stromerzeugung bei – ein Plus von mehr als 14 Prozent im Vergleich zum Vorjahr. Allerdings blieb der Ausbau der Windkraft weiterhin hinter dem Plan zurück. Statt vorgesehener vier Gigawatt Zubau waren es nur 2,7. Der geplante Ausbau der Solarenergie um 13,2 Gigawatt Leistung wurde hingegen mit 14 Gigawatt übertroffen. Wasserkraft legte gegenüber 2022 von 17,5 auf 20,5 Terawattstunden zu, die installierte Leistung von knapp fünf Gigawatt blieb allerdings auf Vorjahresniveau. Biomasse lieferte bei einer installierten Leistung von neun Gigawatt wie 2022 gut 42 Terawattstunden.

„Überlebensschuld“ gefährdet israelische Gesellschaft

SCHULDGEFÜHLE VON ÜBERLEBENDEN des Hamas-Terrors verändern nach Einschätzung der Schriftstellerin und Psychologin **Ayelet Gundar-Goshen** derzeit die israelische Gesellschaft. „Das Phänomen der *Survivor Guilt* ist eine der gefährlichsten Folgen, die dieser Anschlag für die einzelnen Betroffenen, aber auch für die israelische Gesellschaft als Ganze haben könnte“, sagte sie der *Süddeutschen Zeitung*. So sei Tel Aviv nicht wiederzuerkennen: „Die Straßen sind abends tot.“ Zu einem gewissen Grad sei es verständlich, dass vielen Menschen angesichts des Kriegs nicht zum Feiern zumute sei. „Aber manche Überlebende denken, sie verdienen es zu leiden, als Strafe dafür, dass sie leben und ihre Liebsten tot sind“, erklärte die Autorin. Schuldgefühle seien „wie Giftpfeile in unseren Herzen“. Sie versuche, ihnen eine andere Sichtweise zu vermitteln: „Es wäre ungerecht, dich selbst zu hassen – weil du alles getan hast, um zu überleben.“

Hospizverband verurteilt Sterbehilfe für Kinder in Niederlanden

DIE AB FEBRUAR GEPLANTE AUSWEITUNG aktiver Sterbehilfe unter bestimmten Bedingungen auf Kinder unter zwölf Jahren in den Niederlanden widerspricht nach Auffassung des *Deutschen Hospiz- und Palliativ-Verbandes* (DHPV) „jeglicher Vorstellung von Mitmenschlichkeit“. „Die Tötung eines Kindes kann niemals die Lösung sein“, sagte der DHPV-Vorsitzende **Winfried Hardinghaus**. Schon bisher ist aktive Sterbehilfe bei schwerstkranken Babys und bei Jugendlichen ab zwölf Jahren legal. Der DHPV sieht mit der Entscheidung eine gefährliche Tendenz bestätigt, die er seit langem beobachte. „Nicht nur in den Niederlanden sehen wir, wie sich die Grenzen immer mehr verschieben“; auch in Deutschland gebe es die Tendenz. Wenn die Einwilligungsfähigkeit und der ausdrückliche Wille der betroffenen Menschen nicht mehr wesentliche Voraussetzung für die Inanspruchnahme von Sterbehilfe sei, werde ein Tabu gebrochen.

Kirchen bei Christenverfolgung zu schweigsam?

MENSCHENRECHTLICHER HABEN DER Bundesregierung und den beiden großen Kirchen in Deutschland mangelnde Solidarität gegenüber verfolgten Christen auf der Welt vorgeworfen. Gerade gegenüber islamischen Staaten sei es für die Institutionen offenbar „nicht opportun“, die Glaubensfreiheit für Christen einzufordern, erklärte die *Gesellschaft für bedrohte Völker* (GfbV). Das führe dazu, dass sich christliche Gemeinden in islamischen Ländern allein- und im Stich gelassen fühlen. „Beamte des Auswärtigen Amtes und Politiker der Ampelkoalition scheinen kein Problem damit zu haben, islamische Fundamentalisten, Antisemiten und Israelfeinde zu hofieren. Aber wenn es um Christen oder liberale Muslime geht, sind diese Beamten und Politiker sehr schnell ‚politisch korrekt‘“, kritisierte GfbV-Nahostexperte **Kamal Sido**. Laut einem Bericht der Organisation waren im laufenden Jahr christliche Minderheiten in über 70 Ländern erheblichen Einschränkungen ihrer Religionsfreiheit ausgesetzt.

Church of England: Segnungen homosexueller Paare

SEIT DEZEMBER KÖNNEN HOMOSEXUELLE Paare in Gottesdiensten der anglikanischen Kirche von England gesegnet werden. Sie veröffentlichte dafür nun entsprechende – weitgehend neutral gehaltene – Texte und einen Leitfaden. Darin wird betont, dass es sich nicht um eine Trauungszeremonie handele. Stattdessen gehe es darum, „das Gute in treuen und verbindlichen gleichgeschlechtlichen Beziehungen zu würdigen“. Neben den Segnungen in regulären Gottesdiensten will die *Church of England* bald auch eigenständige Feiern für Homosexuelle anbieten. Das stößt vor allem in Afrika auf erbitterten Widerstand. Im April hatte sich das theologisch konservative anglikanische Netzwerk *Global Anglican Future Conference* von der englischen Mutterkirche und ihrem Oberhaupt **Justin Welby** als anglikanischem Ehrenprimas losgesagt. ■





Ein guter Vorsatz

Sieben Wochen ohne Alleingänge

VON BERNHARD SCHOLTEN

VORSÄTZE UND JAHRESPLANUNGEN gehören zum neuen Jahr, und gleichzeitig gibt es immer mehr Zweifel, ob solche Planungen und guten Vorsätze zum Jahresbeginn sinnvoll sind und sich lohnen. Was hilft mir wirklich, mein Leben zu gestalten? Und wann unterliege ich den gesellschaftlichen Erwartungen der Selbstoptimierung? Aufmacher der Landauer *Rheinpfalz* an Silvester war das Ergebnis einer Umfrage, welche Vorsätze Menschen für das neue Jahr fassen. Die Antworten spiegeln die unterschiedlichen Haltungen wider: von Abnehmen, mehr Bewegung und Sport über mehr Lesen und Einkehr gehen die Vorsätze bis hin zu Ablehnung dieser „Un“-Sitte, sich den Spaß am neuen Jahr durch unerreichte Vorsätze selbst zu verderben.

Ich schreibe diese Zeilen am 2. Januar, da sind die Planungen und Vorsätze noch frisch; wenn Sie diese Zeilen lesen, ist es mindestens Anfang Februar: das „Neue Jahr“ schon gut einen Monat alt, und vielleicht sind die ersten Planungen schon erledigt oder Vorsätze vergessen. Rosenmontag kündigt sich an und dann auch die Fastenzeit.

Die Fastenzeit: eine zweite Chance für „gute Vorsätze“. Wieder stellt sich die Frage: Was will ich ändern, was will ich fasten? Und warum? Sieben Wochen ohne Alkohol, ohne Schokolade, ohne Fleisch – ein gutes Programm zum Abnehmen. Eine zweite Chance der Selbstoptimierung? Oder ist Fastenzeit mehr? Warum will ich auf Alkohol, Fleisch oder Schokolade verzichten? Seit 2012

untersucht die *Deutsche Angestellten-Krankenkasse* (DAK) jährlich die Bereitschaft der Menschen zu fasten. Im letzten Jahr kam sie zu dem Ergebnis, dass mittlerweile rund 63 Prozent der Menschen es für richtig halten, eine oder mehrere Wochen auf Genussmittel wie Alkohol, Süßigkeiten, Fleisch oder Koffein zu verzichten. 2012 – also bei der ersten Untersuchung – war es nur knapp die Hälfte der Befragten. Ob die Befragten alleine oder mit anderen fasten, wurde leider nicht erfragt.

Fasten aus gesundheitlichen Gründen ist also vernünftig, die Fastenzeit kann zur persönlichen Optimierung genutzt werden. Eigentlich kein schlechter Gedanke, finde ich. Warum ein solches Verhalten kritisieren? Wenn ich mein Leben plane, Ziele für das kommende Jahr formuliere oder so für mich kläre, was für mich bedeutungsvoll und wichtig ist, hilft mir das; denn letztlich erfahre ich, dass ich mein Leben – in bestimmten Grenzen – beeinflussen und steuern kann. Selbstwirksamkeit ist für ein gelingendes Leben sinnvoll.

Der jüdische Psychologe Aaron Antonovsky hatte sich die Frage gestellt, wie Menschen Ausschwitz psychisch gesund überleben konnten. Er kam zu dem Ergebnis, dass Menschen, die einen Sinn im Leben sehen und damit ihrem Leben eine Bedeutung geben, psychisch gesünder sind, auch weil sie wissen, dass sie ihr

Leben – gemeinsam mit anderen – beeinflussen können.

Ich denke, diese Erkenntnis passt zu meinem christlichen Glauben: Die Fastenzeit ist eine Zeit der Einkehr und der Besinnung. Verzicht auf Süßigkeiten, Alkohol oder Fleisch kann mir helfen, bewusster zu leben. Doch wichtig ist auch die Erkenntnis, dass ich diese Umkehr oft nicht allein schaffe. Die diesjährige Aktion „7 Wochen Ohne“ der evangelischen Kirche greift diese Erkenntnis auf, denn sie schlägt vor, in diesem Jahr „Sieben Wochen ohne Alleingänge“ zu fasten. Also: In diesem Jahr verzichten wir sieben Wochen lang auf Alleingänge; stattdessen suchen wir gemeinsam mit anderen nach Möglichkeiten der Umkehr. Vielleicht lernen wir damit die Vorteile der Teamarbeit hautnah kennen.

Anfang Februar bleibt Zeit, sich auf diese sieben Wochen ohne Alleingänge vorzubereiten. Anregendes Material findet sich unter 7wochenohne.evangelisch.de. Vielleicht gibt's auch in alt-katholischen Gemeinden Personen, die in diesem Jahr die Umkehr und Einkehr bis Ostern gemeinsam und nicht allein schaffen wollen. Ich bin gespannt auf Ihre Erfahrung, denn die Redaktion von *Christen heute* plant für die Ausgabe 1/2025 das Schwerpunktthema: „Gute Vorsätze“. Ihre Erfahrungen mit Ihren Vorsätzen helfen uns sicher weiter. Schreiben Sie uns. ■



Bernhard Scholten ist Mitglied der Gemeinde Landau